

Juliane Kuhr

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Bangladesch

vom 3. Januar bis 11. Februar 2012

Land unter? Von Opfern und Nutznießern des Klimawandels in Bangladesch

Von Juliane Kuhr

Bangladesch, vom 3. Januar bis 11. Februar 2012



Inhalt

1.	Die Autorin	291
2.	Klimawandel – alles halb so wild?	291
3.	Wo niemand leben will	293
3.1	Wenn du nach Klimawandel fragst, bekommst du Klimawandel	294
3.2	Inseln, die vergehen	296
4.	Menschen, soweit das Auge reicht	299
4.1	Der hohe Preis für eine bessere Zukunft	300
4.2	Flusserosionen – nichts Neues	301
4.3	Gegenentwurf	303
4.4	Wenn Träume Träume bleiben	304
5.	Posterboy des Klimawandels	305
5.1	Business NGO – top down statt bottom up	306
6.	Wenn die Flut kommt	308
6.1	Schwimmende Gärten – Anpassung an neue Gegebenheiten	310
7.	Sturmwarnung aufs Handy	311
8.	Das Geschäft mit dem Salz	314
8.1	Shrimp – die Delikatesse hat ihren Preis	316
8.2	Mehr Shrimp – mehr Salz	316

8.3	12 Stunden am Tag – 365 Tage im Jahr	321
8.4	Fünf Stunden gingen wir durch die Hölle	323
9.	Landerosion – schon immer, aber immer öfter	324
9.1	Piraten im Mangrovenwald	325
9.2	Schlussbemerkung	326
10.	Danksagung	327

1. Die Autorin

1981 in Marburg an der Lahn geboren, studierte ich nach dem Abitur Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft, Politikwissenschaft und Italienisch in Köln und Florenz. Als Studentin arbeitete ich bei diversen Fernsehsendern, nach dem Hochschulabschluss schließlich auch für einige Monate beim ZDF in Rom. Zurück in Köln absolvierte ich ein Volontariat bei der Fernsehproduktionsfirma sagamedia GmbH und arbeitete hier anschließend als festangestellte Fernseh-Redakteurin. Inzwischen bin ich Redakteurin bei der ARD-Kinderfernsehsendung „neuneinhalb“ und erkläre Kindern jede Woche, was in der Welt so los ist und warum. Und dass da draußen so einiges los ist, das habe ich in meinen sechs Wochen in Bangladesch so richtig kapiert.

2. Klimawandel – alles halb so wild?

Ankunft. Dieser Tag war fast ein Jahr lang so weit weg, dass er immer noch unreal erscheint. Doch es ist Realität: Seit wenigen Stunden bin ich in Dhaka, der Hauptstadt von Bangladesch. Ein Land, das für mich nicht fremder sein könnte, und genau deshalb habe ich mich dafür entschieden.

Im Gegensatz zu vielen anderen Stipendiaten der Heinz-Kühn-Stiftung bin ich noch kein alter Hase im Globetrotten. Umso mehr habe ich mich über den Anruf von Ute Maria Kilian im März 2011 gefreut: „Herzlichen Glückwunsch! Sie dürfen nach Bangladesch fahren.“

Auf das Land bin ich durch einen Artikel in einer Meereszeitschrift gestoßen, der mein Interesse für Bangladesch geweckt hat.

Ein Land, nur zweimal so groß wie Bayern, ist die Heimat von 160 Mio. Einwohnern. Inoffizielle Stellen sprechen von mehr als 180 Millionen Menschen. Ich reise in den am dichtesten besiedelten Flächenstaat der Welt. 1.000 Menschen leben hier durchschnittlich auf einem Quadratkilometer.

Sechs Wochen lang werde ich wohl so gut wie nie alleine sein. Zweifels- ohne eine Herausforderung, der ich mich gerne stelle.

Eine Herausforderung ist ebenso mein Recherchethema: Es geht um die Anpassung an den Klimawandel in Bangladesch. Was sich einfach anhört, ist mehr als kompliziert. In den letzten Wochen habe ich viel gelesen, gemailt und telefoniert. Und bin von einem Widerspruch über den nächsten gestolpert.

Auf der Oberfläche klingt alles ganz einleuchtend, logisch und beweisbar: Das Land ist eines der am stärksten vom Klimawandel betroffenen Länder der Erde. Es liegt nur wenige Meter über dem Meeresspiegel. Regelmäßig wird ein Drittel der gesamten Landesfläche überflutet. Ursachen sind angebe-

lich nicht nur der Anstieg des Meeresspiegels, sondern vor allem auch das enorme Anschwellen der großen Flüsse Meghna, Brahmaputra und Ganges. Bangladesch ist Wasser. Wasser ist Bangladesch.

Regelmäßig werden zum Beispiel die sogenannten Chars, die Schwemmland-Inseln im Nordwesten des Landes überschwemmt. Tausende Menschen verlieren ihr Zuhause.

Das Abschmelzen der Himalaya-Gletscher wird immer wieder als ein Hauptgrund für die Flussüberschwemmungen genannt. Doch es finden sich Studien, die das Gegenteil behaupten: Ein Zusammenhang zwischen den Wassermassen aus dem Himalaya und den Überschwemmungen im Norden Bangladeschs wurde durch geographische Messungen widerlegt. Außerdem sind die Überschwemmungen in den Chars natürliche Gegebenheit und seit Jahrhunderten Normalität in der Gegend.

Jahr um Jahr treffen die Fluten die Ärmsten der Armen, doch welche Rolle spielt nun der Klimawandel in dieser Situation?

Ebenso steht es mit meinem zweiten Rechenschwerpunkt: Den Klimamigranten. Studien prophezeien, dass durch den Anstieg des Meeresspiegels, durch die Versalzung der Böden, durch zunehmende Dürre und Überflutungen bereits im Jahre 2050 20-40 Mio. Bangladeschis ihre Heimat verlassen haben werden und sowohl im In- als auch im Ausland nach einer besseren Zukunft suchen. Schon jetzt sind die Slums von Dhaka überfüllt. Indien ist bereits seit Jahren mit dem Bau von Schutzzäunen an den Landesgrenzen zu Bangladesch beschäftigt.

Doch auch hier widerlegen durchaus fundierte Studien die vorausgesagte Abwanderung. „Den Klimaflüchtling“ an sich, so Experten, gibt es nicht. Immer handelt es sich um ein Konglomerat aus Gründen, warum Menschen ihre Heimat verlassen, um anderswo neu anzufangen.

Geologen haben zudem errechnet, dass Bangladesch nicht an Land verliert, sondern sogar gewinnt. Damit wäre das Problem der Klimamigranten widerlegt.

Widersprüche begegneten mir auch bei meinem Recherchethema „Shrimp-farming“.

Zahlreiche Berichte erzählen von der expansiven Ausbreitung der Shrimpfarmen im Süden des Landes mit desaströsen Folgen für Mensch und Natur. Kritiker dieser Anschuldigungen haben mich mit vielen Argumenten zum Zweifeln gebracht: Ist die Shrimpindustrie in Bangladesch wirklich so schlimm wie gedacht?

Dass der Klimawandel da ist, ist unbestritten. Und dass er Bangladesch als Entwicklungsland mit mangelhaften finanziellen Ressourcen und einer für Naturkatastrophen prädestinierten geographischen Lage hart trifft, kann ebenfalls kaum geleugnet werden.

Doch wie stark ist sein Einfluss auf die Situation der Bangladeschis wirklich? Sind Überschwemmungen und Zyklone nicht vielmehr natürliches Übel des Landes? Und die Shrimpfarmen eine Chance für die Wirtschaft? Ist der Klimawandel vielleicht sogar willkommener Grund, Entwicklungsgelder aus dem Westen zu akquirieren? Vielleicht ist der Klimawandel nur Seitenaspekt in einem ohnehin gebeutelten Land?

Fragen, die alles offen lassen. Ich möchte sie beantworten in meinen kommenden sechs Wochen in der Heimat des Bengalischen Tigers.

3. Wo niemand leben will

Feierlicher Gesang. Eine Gruppe von Menschen auf sandigem Boden. Flatternde Saris im Wind. Weinende Frauen und Männer. Sie trauern um ein 17jähriges Mädchen. Gestern Nacht ist sie gestorben, an Krebs und an fehlender medizinischer Versorgung. Denn die gibt es nicht auf den Chars im Norden Bangladeschs.

Ich bin in eine der verwundbarsten und ärmsten Regionen Bangladeschs gereist. Zu den Schwemmlandinseln, oder Chars, wie die Bangladeschis sie nennen.

Bangladesch verdankt seine Entstehung dem Erosions- und Ablagerungsprozess seiner großen Flüsse Jamuna, Ganges und Meghna. Ausdruck und Sinnbild dieser Beweglichkeit des Landes sind die Chars. Die Inseln entstehen und vergehen mit dem Mäandern des Flusslaufes. In der Regenzeit wird der Jamuna-Fluss bis zu 10 km breit. Dann sieht man das andere Ufer nicht mehr. Mit den Fluten gehen Jahr für Jahr Schwemmlandinseln verloren. Andere wiederum entstehen durch Ablagerung von Sedimenten. Auf den Chars wohnen die, die nichts haben, die Landlosen, denen kein anderer Fleck im Land bleibt. Viele von ihnen haben einmal Land besessen und es durch Landerosionen verloren.

Niemand will hier auf den Chars freiwillig wohnen, denn das Land ist wenig lebenswert. Immer wieder werden die Inseln durch Fluten zerstört und fortgerissen. Und mit ihnen alles Hab und Gut ihrer Bewohner. Die Chars sind abgelegen und nur schwer zu erreichen. Hilfe kommt nur auf beschwerlichem Wege auf die Inseln.

Die besonders niedrig liegenden Chars werden jährlich geflutet, normalerweise zur Monsun-Zeit Ende Juni. Dann müssen die Char-Bewohner weiterziehen oder für die Zeit der Flut auf den Dächern ihrer unter Wasser stehenden Häuser leben. Für 4 Millionen Menschen, die die Chars bewohnen, extreme Lebensbedingungen. Im Durchschnitt, so schätzt man, muss jeder Haushalt in den Chars alle 4 bis 6 Jahre umziehen. Eine langfristige Exis-

tenz können sich die Menschen so kaum aufbauen. Immer wieder schreiben Experten, dass diese für Fluten und Erosionen prädestinierte Region besonders anfällig für die Folgen des Klimawandels ist. Extremere Wetterbedingungen und Unregelmäßigkeiten können für die Char-Bewohner zur Katastrophe werden.

Die bangladeschische Regierung unterstützt die Region so gut wie nicht, sie stellt den dort aktiven NGOs lediglich etwas Personal und Gebäude zur Verfügung. Wenn die Regierung aktiv wird, so erzählt mir ein Mitarbeiter einer Hilfsorganisation, dessen Namen ich nicht nennen darf, stecken sich die Verwaltungsbeamten den Löwenanteil der Entwicklungshilfegelder in die eigene Tasche. Was eigentlich 10 Euro kostet, berechnet man auf den Bilanzen z. B. mit 100 Euro und macht 90 Prozent Gewinn.

Ich besuche ein Hilfsprogramm, das hauptsächlich durch britische, aber auch australische Gelder finanziert wird. Das Chars Livelihood Programme (CLP). Das Projekt fördert die Verbesserung der Lebensbedingungen der Char-Bewohner und versucht, sie aus der größten Armut herauszuführen.

3.1 Wenn du nach Klimawandel fragst, bekommst du Klimawandel

Es ist 5 Uhr morgens, als mich ein Fahrer von CLP in Dhaka an der Haustür abholt. Mir fällt auf, welcher Luxus mir wieder einmal zugestanden wird. Ich werde hofiert, als sei ich die Königin von England. Ein riesiger blitzblanker Jeep (saubere Autos sind in Bangladesch eine Seltenheit!) bringt mich hinauf in den Norden. Mit dabei: Abdul Momin, Human Development Unit Manager. Ich erzähle ihm, dass ich auf der Suche nach Auswirkungen und Anpassung an den Klimawandel bin. Auf meine Frage, ob Klimawandel die Chars betrifft, ist er sich ganz sicher, dass es so ist. Doch wie genau? Keine Ahnung. Längere Trockenzeit? Ja, das ist es! Und durch die heftigen Regenfälle kommt es zu stärkeren Landerosionen. Klingt logisch.

Erster Halt ist das Headquarter in Bogra. Das Gelände, der protzige Auftritt des Hauptsitzes von CLP steht in krassem Gegensatz zu dem sonstigen Lebensstandard, der mir in Bangladesch begegnet. Ich bekomme Essen, umsonst. Nun gut, das mag man der bangladeschischen Gastfreundschaft zu rechnen. Offenbar legt man auch hier viel Wert auf Öffentlichkeitsarbeit.

Ab jetzt habe ich für 2 Tage einen ständigen Begleiter, Kabir.

Mit Jeep und Fahrer machen Kabir und ich uns auf den Weg nach Gaibandha. Die lassen sich meinen Besuch ganz schön was kosten, denke ich mir, als ich erneut im blitzblanken Jeep sitze.

In Gaibandha werden wir im Headquarter der Partnerorganisation GUK untergebracht. Ich werde einer Menge Menschen vorgestellt. Der Execu-

tive Director Abdus Salam von GUK ringt um Erklärungen, als ich ihn frage, ob die Situation in den Chars durch den Klimawandel beeinflusst ist. „Die Frequenz der starken Fluten nimmt definitiv zu. Wir haben mehr Landerosionen, die Monsun-Zeiten kommen nicht mehr zu den erwarteten Zeiten, sondern früher oder später als erwartet.“ Könnte das nicht einfach eine Laune der Natur sein? „Könnte sein, wir haben keine wissenschaftlichen Daten.“ Aha, das ist natürlich schlecht. Und was ist mit den zunehmenden Trockenperioden? „Nicht hier. Hier ist das Problem die Flut, nicht die Trockenheit.“ Nun ja, die Aussage widerspricht eindeutig der von Herrn Momin von heute Morgen. Ich bin gespannt, was mir die Char-Bewohner morgen erzählen.

Zunächst jedoch treffe ich Franziska. Sie arbeitet als Freiwillige bei der deutschen Organisation Netz, die ausschließlich hier in Bangladesch tätig ist und mit GUK zusammenarbeitet. Ich begegne ihr im Guesthouse, wo wir beide untergebracht sind, sie allerdings für ein Jahr. Sie wirkt müde, erschöpft und leicht deprimiert. Man hat mir gesagt, sie beschäftige sich mit Klimawandel. Franziska lacht. „Ach Quatsch, ich habe damit nichts zu tun. Aber Klimawandel verkauft sich gut. Meiner Meinung nach hat die Region hier ganz andere Probleme als den Klimawandel. Denen fehlt es an allem: An Elektrizität, Bildung, an medizinischer Versorgung. Die Fluten und Landerosionen sind hier doch ganz normal. Aber klar, wenn du nach Klimawandel fragst, bekommst du Klimawandel.“ Ehrlich gesagt hatte ich den Eindruck bisher auch. Franziska erzählt mir, dass neulich ein Besuch einer NGO ins Haus stand, die vor allem in Sachen Klimawandel tätig ist und potentiell Gelder dafür bereitstellen könnte. „Du kannst dir nicht vorstellen, was hier im Haus los war. Die standen drei Tage lang Kopf, um das alles so vorzubereiten, dass es passt.“

Jetzt fällt mir wieder ein, was Herr Momin mir auf der Fahrt von Dhaka nach Bogra gesagt hat. Als ich ihm erklärte, dass ich auf der Suche nach Auswirkungen und Anpassungen an den Klimawandel bin und herausfinden möchte, ob die Chars auch betroffen sind oder nicht, antwortete er lachend: „Und wenn du herausfindest, dass es nicht so ist: Schreibe es nicht!“

Tatsächlich hatte ich bisher große Probleme, verlässliche Daten zur Häufigkeit und Intensität der Überschwemmungen in Bangladesch zu finden. Der Klimaexperte Atiq Rahman, den ich noch persönlich treffen werde, behauptet zwar, die Häufigkeit, Dauer und Intensität der Überschwemmungen habe allein in den letzten 10 Jahren um 12 Prozent zugenommen. Daten dazu sind allerdings nicht zu finden. Auf Statistiken von offiziellen Stellen warte ich bis heute.

Franziska erzählt mir noch eine denkwürdige Geschichte. Lange Zeit galt die Region Gaibandha, in der ich mich gerade befinde, als eine der ärmsten

Bangladeschs. Vor zwei Jahren jedoch wurde sie heraufgestuft und gilt jetzt als nicht mehr ganz so arm. Eigentlich ein Grund zum Feiern. Doch die Reaktion der GUK-Spitze verlief in die gegenteilige Richtung: Sie strengte ein Gerichtsverfahren an, um zu bewirken, dass die Region wieder heruntergestuft würde. Denn nur mit der Armut ließe sich weiter Geld verdienen. „Das ist ein richtiges Geschäft. Der Chef von GUK wohnt im größten Haus von ganz Gaibandha. Sein Wohnzimmer ist so groß wie meine ganze Wohnung in Deutschland. Wenn du hier Leute fragst, die etwas Geld verdienen, was sie tun, dann arbeiten sie immer für eine NGO. Das ist eine riesige Einkommensquelle.“ Franziskas Stimme klingt kraftlos. Seit einem halben Jahr ist sie hier und bleibt bis August.

Ich habe in der Tat den Eindruck, dass die NGO-Mitarbeiter, die ich bisher getroffen habe, einen für die hiesigen Verhältnisse überdurchschnittlich guten Lebensstandard haben.

Dennoch bin ich auf den Tag morgen gespannt. Denn dann kann ich mit eigenen Augen sehen, wie das Leben auf den Chars ist, ob die Hilfsprojekte Früchte tragen und ob das Leben dort vom Klimawandel beeinflusst ist.

3.2 Inseln, die vergehen

Eine Dreiviertelstunde fahren wir mit dem Boot, um eine der zahlreichen Chars zu erreichen. Es ist eine gespenstische Landschaft.

Karg und flach liegen große und kleine Inseln im Wasser. Die Char, die wir erkunden, heißt Kunder Para Char. Sie misst drei mal fünf Kilometer und existiert seit etwa 20 Jahren. Mit einer Grundschule und einer weiterführenden Schule sowie einigen Buden, an denen man sogar das Nötigste einkaufen und Tee trinken kann, ist die Insel eine der am besten entwickelten in der Region. Schade, dass mich die Projektleiter gerade hierher führen, andererseits war zu erwarten, dass sie mir die besten Ergebnisse präsentieren wollen.

Ich treffe das Vorzeige-Ehepaar des Programms, Mojida und Samad. Die beiden haben vor drei Jahren am Hilfsprogramm teilgenommen. D.h. sie haben Startkapital von umgerechnet 170 Euro erhalten. Davon haben sie sich eine Milchkuh gekauft. Die Milch, die die Kuh brachte, konnten sie im Dorf verkaufen.

Für die beiden lief es so gut, dass sie Geld sparen und sich inzwischen zwei weitere Kühe kaufen konnten. Außerdem wurde ihre Hütte samt Stall und Garten erhöht. 60 cm über dem Level der letzten Flut werden die Häuser der Programmteilnehmer angehoben. Die Hilfsorganisation bezahlt Arbeiter im Dorf für die Aufbauarbeiten. „Bevor unser Haus erhöht wurde, mussten wir für 2 Monate im Jahr in den Flutschutzbunker, die derzeitige Schu-

le. Jetzt können wir hier bleiben.“ Die beiden kamen vor 6 Jahren auf die Insel. Vorher lebten sie auf dem Festland am Ufer, doch ihr Land erodierte, das Paar wurde landlos. Viele Landlose siedeln an der zum Fluss gewandten Seite der Deiche auf dem Festland. Wegen der Erosionsgefahr will hier niemand leben. Das Land gehört dem Staat.

Doch auch auf den Chars gehört ihnen das Land, auf dem sie wohnen, nicht. Sogenannte Landlords erheben Besitzansprüche, dulden aber die Bewohner. Landlords sind Landbesitzer, die meist über Erbschaften an Land gekommen sind. Sie machen sich neues Land mit ihrer finanziell und gesellschaftlich besser gestellten Lage zu eigen. Eigentlich besagt ein Gesetz, dass jede Char, die neu entsteht, der Regierung gehört, die das Land dann verwalten soll. In der Realität regieren die Landlords das Land auf den Chars.

Mojida kann einen Liter Milch jetzt für 20 Taka, etwa 20 Cent, verkaufen.

Ihr und ihrem Mann scheint es den Umständen entsprechend gut zu gehen. „Wir sind jetzt glücklicher als vorher“, sagt Mojida und blickt verlegen zu Kabir hinüber. Klar, der hört solche Sätze gern. Zum Programm von CLP gehört zum einen die Verteilung von Geldanlagen als Startkapital für den Austritt aus der schlimmsten Armut. Von den 350 Familien im Dorf haben 170 Hilfe von CLP erhalten. Sie werden nach speziellen Kriterien ausgesucht. Sie dürfen zum Beispiel kaum Ersparnis besitzen, keine Mikrokreditnehmer sein und auch sonst nur wenig Besitz haben.

Neben dem Startkapital und der Erhöhung des Wohnbereiches werden die Projektteilnehmer im Gärtnern geschult. Sie sollen lernen, ihre Gärten ertragreich anzubauen. Das Programm unterstützt besonders Frauen. Sie sollen in ihrer gesellschaftlichen Position gestärkt werden. Das Projekt versucht, ihnen die finanzielle Verantwortung zu übergeben und Wissen zu vermitteln.

Umgerechnet 100 Mio. Euro stehen CLP von 2010 bis 2016 zur Verfügung. Das Hauptprogramm kostet insgesamt 30.1 Mio. Euro. Bleiben noch ca. 69 Mio. Eine Menge Geld, wenn man bedenkt, dass das Hauptprojekt bereits abgedeckt ist.

Von Klimawandel haben Mojida und Samal natürlich noch nichts gehört. Allerdings können sie auch nicht bestätigen, dass Fluten oder Regenfälle heftiger werden. „Nein, aber es wird kälter. So kalt wie dieses Jahr war es noch nie,“ sagt Mojida.

Jetzt verstehe ich gar nichts mehr. Ich dachte es wird wärmer? Gerade noch vor ein paar Tagen habe ich in einer Studie gelesen, dass die Temperaturen steigen. Stetig. Nun gut. Die Kälte hier hängt wohl auch mit dem Klimawandel zusammen. So wie alles in Bangladesch.

Dann treffe ich Reshma. Sie ist 25 und in ihrem Leben bereits sechs Mal umgezogen. Immer wieder verlor sie alles, als das Land unter ihrer Hütte erodierte.

Sie ist seit kurzem Teilnehmerin des CLP-Programms. Auch sie hat sich mit ihrem Mann davon eine Kuh gekauft. Doch verdienen kann sie daran noch nicht. Erst, wenn die Kuh Milch gibt, wird sie zum Geschäft.

So lange müssen sie und ihr Mann weiter als Tagelöhner in der Landwirtschaft arbeiten. Gemeinsam verdienen sie 250 Taka am Tag. Das sind etwa 2,50 Euro.

Auf meinem Streifzug durch das Dorf begegne ich einem alten Mann. Sein Name ist Sahamali. Er trägt seinen kleinen Enkel auf dem Arm. Sahamali lebt auf der Char, seitdem es sie gibt. Davor bewohnte er eine Hütte in einem Slum auf dem Festland. Doch auch sein Hab und Gut verschwand bei einer Landerosion und Sahamali wurde landlos. Dann kam er hierher.

Fluten und Erosionen, Klimaveränderungen, all das scheint für ihn nicht das größte Problem zu sein: „Die Fluten werden weniger, wir haben weniger Überschwemmungen heute,“ sagt auch er. „Aber die Leute sterben hier, wenn sie krank sind. Wir haben keinen Arzt. Und wir können es uns nicht leisten, aufs Festland zu fahren. Außerdem brauchen wir mehr Schulen. Die Kinder lernen nichts. Die Lehrer sind oft nicht da. Sie kommen manchmal einfach nicht auf die Insel, denn der Weg ist beschwerlich.“

Als wir weitergehen, entdecke ich eine Gruppe Frauen, die im Kreis auf dem Boden sitzt. Als ich mich der Gruppe nähern will, werden meine Begleiter hektisch. „Nein, nein, das ist nichts. Wir gehen weiter.“ Jetzt bin ich natürlich besonders neugierig geworden. Ich schaue mir das Geschehen genauer an. Eine Frau spricht englisch. Sie ist von der Caritas und auf der Insel, um die Frauen in Hygieneverhalten zu schulen. Sie lernen, sich richtig die Hände zu waschen. In der Mitte steht ein Topf Wasser und ein Stück Seife. Nur ein Foto wird mir gewährt, dann zieht Kabir mich weiter. „Wir haben auch Hygieneprogramme“, murmelt er, und schiebt mich vor sich her.

Ich habe genügend Ergebnisse der Hilfsarbeit gesehen. Nun würde ich gerne eine Familie kennenlernen, die es nicht so gut getroffen hat. Man bringt mich zu Kotesa. Doch auch Kotesa ist nicht ganz mittellos. Auf ihrem Dach entdecke ich Solarzellen. Die hat sie durch einen Mikrokredit kaufen können. Über Grameen, dem größten Mikrokredit-Vergeber in Bangladesch.

Als ich gerade glaube, genug gesehen zu haben, wird mir Shahina vorgestellt. Shahina ist die Klimawandel-Repräsentantin des Dorfes. Sie wurde von der Hilfsorganisation Oxfam (ja, auch die sind hier aktiv!) ausgewählt und nach London eingeladen, um dort über die Folgen des Klimawandels zu berichten. Mir erzählt sie genau das, was ich vermeintlich hören will. Im Gegensatz zu allen anderen behauptet sie, die Fluten würden stärker. Ich frage Kabir, warum die anderen das Gegenteil behaupteten. „Sie wissen es nicht besser. Sie sind ungebildet. Es ist ihr subjektives Empfinden“. Ich bin etwas frustriert. Das einzige, was ich Shahina wirk-

lich abnehme, ist ihre Aussage, dass das Wetter inzwischen unberechenbarer geworden ist. „Man weiß nicht mehr genau, wann der Regen kommt, wie lange es trocken ist und wie viele Fluten es gibt.“ Ich glaube, das ist in der Tat ein Problem.

„Früher endete die Insel dort hinten, auf der anderen Seite des Flusses“, Shahina zeigt in die Ferne. Ca. 2 km breite Landstücke sind bereits erodiert. Man rechnet damit, dass die Char in 5 Jahren nicht mehr existiert. „Dann ziehen wir weiter, so war das schon immer“, lächelt sie.

Ich verlasse die Char mit gemischten Gefühlen und bin verwirrt.

CLP, Caritas, Grameen, Oxfam...Das kleine Dorf ist voll mit Entwicklungshilfe. Bis in diesen entlegenen Winkel Bangladeschs ist das „Business Armut“ bereits vorgedrungen.

Ein Leben auf den Chars ist zweifelsohne beschwerlich und hart. Doch die Hilfe ist angekommen. Die Menschen bekommen Unterstützung. Sicherlich muss noch viel getan werden. Noch immer sind medizinische Versorgung sowie Bildungsmöglichkeiten mangelhaft. Und die größte Gefahr ist die Instabilität der Chars. Wenn das Wetter in Zukunft wirklich extremer wird, Regen, Trockenheit, Flut, Stürme, dann werden die Char-Bewohner unter den ersten Opfern sein.

Eine Woche nachdem ich den Bericht über die Chars im Stiftungs-Blog publiziert habe, wird Franziska von GUK aus undurchsichtigen Gründen vor die Türe gesetzt. Die verantwortliche Partnerorganisation NETZ aus Deutschland nimmt dazu Franziska gegenüber keine Stellung.

4. Menschen, soweit das Auge reicht

„Nimm einen der unorganisiertesten urbanen Ballungsräume der Welt,quetsche ihn zwischen drei riesige von Überschwemmungen bedrohte Flüsse in dem am dichtest besiedelten Land der Welt, dann drücke das Ganze zwischen den Himalaya und einen Ozean, der nicht nur Zyklone und Tsunamis produziert, sondern auch jedes Jahr weiter ins Land hineinkriecht, dann hast du Dhaka, die Hauptstadt von Bangladesch.“ So beschreibt Sadman K. Monsur, Printredakteur des Daily Star, der größten englischsprachigen Tageszeitung, die 16-Millionen-Hauptstadt Bangladeschs, der in Sachen Verkehrschaos wohl kaum eine Stadt auf diesem Planeten etwas vormacht. Wer nicht irgendwo hin muss, bleibt zuhause. Wer wirklich einen Termin hat, braucht Zeit – und gute Nerven. Denn die Hupe ist für Bangladeschis so etwas wie Zeitvertreib und Kommunikationsmittel in einem. Es wird gehupt, um auf sich aufmerksam zu machen, bei Überholmanövern und im Stau, wenn gar nichts mehr geht. Und Staus sind in Dhaka

Alltag. Besonders morgens zwischen 9 h und 11 h, wenn die Premierministerin sich auf den Weg in ihr Büro macht. Ihr Weg zur Arbeit wird dann für andere gesperrt, der Verkehr kollabiert. Jeden Tag. Außer Freitags. Das ist in dem muslimischen Land nämlich ein ähnlich wichtiger Tag wie bei den Christen der Sonntag. Viele Läden bleiben geschlossen, die, die es sich leisten können, haben frei. Nicht aber die Rikschafahrer. Sie arbeiten immer, so lang und so viel es geht.

4.1 Der hohe Preis für eine bessere Zukunft

Heute erlebe ich die erste Rikscha-Fahrt meines Lebens – ein halsbrecherisches Erlebnis. Mein Übersetzer Hassan begleitet mich. Als er erfährt, dass ich vorher noch nie auf einer Rikscha gesessen habe, lacht er laut auf: „Ich habe das Gefühl, ich bin beinahe auf einer Rikscha geboren! Für mich ist sie das Fortbewegungsmittel meiner Heimat.“

Ein ausgemergelter, zierlicher junger Mann tritt im Stehen in die Pedale, um uns von der Stelle zu bewegen. Sein Lunghi, das traditionelle Beinkleid der männlichen Bangladeschis, flattert um seine Beine. Geschickt manövriert er uns durch den kollabierenden Verkehr, vorbei an hunderten anderen Rikschas, vollgestopften und völlig verbeulten Bussen und verfehlt nur um Haaresbreite den Kotflügel eines nagelneuen SUVs.

Zum Festhalten gibt es hier nicht viel. Ich habe alle Mühe meine Tasche zwischen meinen Füßen zu balancieren und dabei nicht von dem schmalen Bänkchen zu fallen, das ich mir mit Hassan teile. Auf sein Anraten habe ich mir die Tasche nicht umgehängt. Man berichtet von Überfällen, wobei besonders Frauen mit und wegen ihrer Tasche von der Rikscha gezerrt wurden und sich dabei schwer verletzt haben.

Für die beschwerliche Fahrt durch das Verkehrschaos verlangt der Rikschafahrer 15 Taka. Das sind umgerechnet 15 Cent. Ich gebe ihm 20. Kleiner hab ich es sowieso nicht und der Preis erscheint mir absurd gering. Für den Fahrer ist es gutes Geld.

Sein Name ist Anwar. So wie viele Rikscha-Fahrer lebt auch er in Dhakas Slums und ist vor einem Jahr vom Land hierher gekommen. Auf der Suche nach einer besseren Zukunft enden viele Binnenmigranten im Rikscha-Geschäft. Inzwischen zählt Dhaka ca. 800.000 Rikscha-Fahrer. Auch Klimamigranten sind unter ihnen. Für das nackte Überleben strampeln sie sich Tag für Tag durch das Verkehrschaos.

Anwar ist auch eine Art Klimamigrant. Ich besuche ihn in seinem Zuhause. Ein Bretterverschlag im Slum bei Alt-Dhaka. Hier lebt er mit seiner Frau, seinen beiden Kindern und einer ganzen Kolonie von Fliegen. Auf

etwa 6 qm steht und liegt alles, was er hat. Eine durchgelegene Matratze, auf der er mit Frau und Kindern schläft, ein paar Decken und Töpfe, kein Licht. Gekocht wird draußen an der gemeinsamen Kochstelle. Hier teilen sich hunderte Slumbewohner wenige kleine Öfen aus Ton. Daneben wird gewaschen, Wäsche und natürlich auch sich selbst. Das Wasser pumpen die Bewohner mit der Hand aus einem Brunnen.

Anwar steht verlegen am Rand der Zuschauer, die sich um mich geschart haben. Das wird in den nächsten Wochen übrigens Alltag für mich sein. Wo ich auch gehe und stehe, ich bin eine Attraktion. Es werden Fotos gemacht und immer wieder fragt man mich: „What’s your country? - Ah, Tschermani. Good country, tschermani.“ Ich komme aus einem good country, wo ich Berge von Geld verdiene und in Milch und Honig bade. Ganz ehrlich: Als ich neben Anwar im Slum stehe, kann ich das fast nicht abstreiten.

Der 40-Jährige verdient an schlechten Tagen nur 100, an guten Tagen 200 Taka, also ca. 2 Euro am Tag. Umgerechnet ca. 12 Euro im Monat gehen für Miete drauf, den Rest braucht die Familie für Essen. Nicht einen Taka kann Anwar am Ende des Monats zurücklegen. Und er ist kein Einzelfall: Noch immer leben 76% der Bangladeschis von weniger als 2 Dollar am Tag.

„Das Leben hier in der Stadt ist viel härter als auf dem Land, aber dort haben wir alles verloren,“ erzählt er. Anwar und seine Familie lebten bis Herbst 2011 im Süden des Landes, in der Region um Barisal an einem großen Fluss. Doch ihr Land erodierte und verschwand in den Wassermassen des Flusses. Seither sind sie landlos.

4.2 Flusserosionen – nichts Neues

Bangladesch besteht dank der Jahrtausende alten Deltabildung durch seine Flüsse. Auch Fluten sind normal.

Doch seit einigen Jahren nehmen die Fluten zu und werden immer heftiger. Flash-floods werden sie genannt. Sie entstehen nach plötzlichen und heftigen Unwettern und entwickeln eine Wucht, die große Teile der Ufer mit sich reißt. Durch die Ufererosion verschwinden in vielen Regionen Äcker und Häuser in den Wassermassen. So wie bei Anwar. „Ich war Bauer. Zuhause konnte ich alles anbauen. Wir hatten viel mehr zu Essen. In Dhaka muss ich alles kaufen – und verdiene sogar weniger.“

Viele Slumbewohner in Dhaka sind von der Küstenregion hierher migriert. Nicht nur der Klimawandel spielt eine Rolle. Auch die Hoffnung auf bessere Verdienstmöglichkeiten lockt viele Bewohner der ländlichen Regionen in die Megacity. Doch viele fliehen wie Anwar auch vor Flusserosionen, andere sind Opfer von Zyklonen geworden.

Weiterhin bin ich mir unsicher, wie sehr das Schicksal dieser Menschen nun wirklich mit menschengemachten klimatischen Veränderungen verbunden ist. Ich treffe Dr. Atiq Rahman. Er leitet eine der bekanntesten Nicht-regierungsorganisationen (kurz NGO, Non-Governmental Organization) in Bangladesch, das Bangladesh Centre for Advanced Studies (BCAS), das sich hauptsächlich mit dem Klimawandel auseinandersetzt. Atiq Rahman ist sozusagen der „Guru“ des Klimawandels in diesem Land. Trotzdem: Die Bürogebäude von BCAS sind bescheiden. Viele Menschen arbeiten auf engem Raum. Die Einrichtung wirkt verstaubt und wie aus einer anderen Zeit. Uralte Telefone und Computer sind in Betrieb. Der „Guru“ ist weltweit ein gefragter Mann. Ich erwische ihn zwischen zwei Auslandsreisen. Er ist auf dem Sprung nach Kanada. Trotzdem empfängt er mich herzlich und mit viel Ruhe, als sei ich sein einziger Termin für heute. Wir trinken süßen Tee. Dann sprechen wir über die Zukunft von Bangladesch. Seine Voraussagen sind düster: „Der Klimawandel wird uns von allen Seiten überrollen: Zyklone, deren Intensität und Häufigkeit zunimmt, vermehrte Fluten, wodurch Flussufer erodieren, Trockenheit, extreme Regenfälle und ein ansteigender Meeresspiegel. Bis zu einem Meter in 100 Jahren, schätzen wir. Das bedeutet für 20 Millionen Menschen aus der Küstenregion: Sie müssen fliehen.“

Auch die Weltgemeinschaft hat etwas bemerkt. Auf dem Klimagipfel in Cancun 2010 wurde das Problem klimabedingter Abwanderung erstmals besprochen. Artikel 14 (f) weist zumindest darauf hin, dass sich Regierungen mit dem Thema beschäftigen sollen, um Klimamigration besser verstehen und um erfolgreicher miteinander kooperieren zu können.

Und trotzdem: Vielleicht ist dem ein oder anderen bereits aufgefallen, dass ich hier nie von Klimaflüchtlingen spreche, sondern immer von Klimamigranten. Denn wer ein Flüchtling ist, das hat die Genfer Flüchtlingskonvention 1951 im Auftrag der Vereinten Nationen genau definiert.

Ein Flüchtling ist jede Person, die wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung verfolgt wird. Ein Mensch, der aufgrund von Naturkatastrophen oder klimatischen Veränderungen seine Heimat verlassen muss, ist demnach kein Flüchtling. Die Genfer Flüchtlingskonvention erkennt Umweltzerstörung nicht als Fluchtgrund an. Immer lauter wird daher inzwischen die Forderung, die UN-Flüchtlingskonvention zu überarbeiten und einen anerkannten Status als Umwelt- oder Klimaflüchtling zu schaffen. Doch der Widerstand ist immer noch stark, müssten die Industriestaaten doch so ihr Asylrecht lockern oder vielleicht sogar Kompensationen zahlen.

Aber wohin sollen in Zukunft all die Menschen? „Ich habe da einen Vorschlag“, sagt Atiq Rahman: „diese 20 Millionen Menschen – weltweit werden es übrigens um die 300 Millionen sein – müssen aufgenommen werden.“

Und zwar von den Ländern, deren Pro-Kopf-Treibhausgasemissionen am höchsten sind. Proportional zu ihren Treibhausgasemissionen müssen diese Länder Menschen aufnehmen.“ Ich weiß nicht, wie ernst Atiq Rahman meint, was er sagt. Sein Gesicht verfinstert sich und mit strengem Blick sagt er laut: „Die Menschen haben das globale Recht, bei euch aufgenommen zu werden!“ Jetzt weiß ich, dass es ihm ernst ist.

4.3 Gegenentwurf

Die Slums in Dhaka wachsen beständig. Jedes Jahr nimmt die Bevölkerung der Stadt um 4% zu. Doch das liegt gewiss nicht nur am Klimawandel. „Allgemeine Armut, fehlende Infrastruktur wie Ärzte, Schulen etc. sind ebenfalls wichtige Gründe für die Abwanderung.“ sagt Dr. Purnima Chattopadhyay-Dutt von der GIZ.

Im Jahr 2010 veröffentlichte zudem der bangladeschische Wissenschaftler Maminul Haque Sarker eine Studie, die weltweit für Aufsehen sorgte. Ihr Ergebnis stellte Zukunftsszenarien wie das von Atiq Rahman auf den Kopf: Bangladesch verliert kein Land, es gewinnt Fläche. So seine Behauptung. Der Prozess habe mit der Sedimentablagerung durch die Flüsse, besonders im Mündungsdelta, zu tun. Jedes Jahr, so Sarker, rollen etwa eine Milliarde Tonnen Geröll aus dem Himalaya in den Süden, bis nach Bangladesch. In einer von der Asiatischen Entwicklungsbank in Auftrag gegebenen Studie untersuchten Sarker und seine Kollegen ein 15.000 km² großes Areal, das Gebiet, an dem Ganges und Brahmaputra zusammenfließen, auf seine Sedimentablagerungen. Das Ergebnis: In dem Gebiet lagerten sich mehr Sedimente ab, als durch das Flusswasser erodierten. Innerhalb von 65 Jahren sei so zusätzliches Land von einer Fläche von ca. 1.700 km² entstanden.

Heißt das, die 20 Millionen Menschen aus dem Süden Bangladeschs können doch in ihrer Heimat bleiben? „Man muss die Situation differenzierter betrachten“, lächelt Maminul Haque Sarker. Seiner Studie zufolge gewinnen Teile der Küste Bangladeschs tatsächlich an Landmasse hinzu, nämlich der mittlere Teil. Im Südwesten hingegen bleibt das Level des Landes gleich. „Bei einem angenommenen Anstieg von 100 cm in 100 Jahren wird diese Region in der Tat irgendwann untergehen. Doch es wäre möglich, das Ganze zu kompensieren, indem man einfach Teile der zusätzlichen Sedimente aus dem mittleren Teil des Landes in den Südwesten schafft. Bei einem Meeresspiegelanstieg von 50-60 cm wäre das Unheil so abzuwenden.“ Ein ziemlich abenteuerlicher Plan. Wir sprechen hier immerhin von einem Gebiet von etwa 80 Kilometern Breite und etwa 100 Kilometern Länge, das aufgeschüttet werden müsste.

Sarker sieht die Klimawandeldiskussion übrigens ebenfalls nicht ganz unkritisch: „Ich habe nicht einen wissenschaftlichen Artikel gefunden, der bestimmte Auswirkungen definitiv dem Klimawandel zuschreiben kann. Manches ist sicher menschengemacht, anderes aber auch natürlich entstanden.“ „Hat die Tatsache, dass alle Probleme in Verbindung mit dem Klimawandel gebracht werden, auch mit Geld zu tun, das das Land dringend braucht? Haben Sie mit Ihrer Theorie da nicht harte Kritik bekommen?“ hake ich nach. Sarker lacht: „Kritik gibt es immer, und die kann sehr hart sein. Damit muss ich einfach leben.“ Dann wechselt er schnell das Thema.

4.4 Wenn Träume Träume bleiben

Zurück im Slum. In Dhaka leben ca. 80% der Slumbevölkerung auf engstem Raum mit einer Bevölkerungsdichte von bis zu 150.000 Personen pro Quadratkilometer. Mehr als 90% teilen sich hier eine kleine Hütte mit mindestens drei weiteren Menschen.

So wie Shaheen. Sie lädt mich in ihre Hütte ein. Eine Bretterbude von nicht mehr als 8 Quadratmetern. Die 30jährige hat 5 Kinder, das älteste ist 15, das jüngste erst 6 Monate alt. In einem breiten Bett schlafen fünf der sieben Personen. Die zwei ältesten Töchter schlagen ihr Nachtlager auf dem Boden auf. Auch in diesem Slum gibt es nur eine Gemeinschaftskochstelle unter freiem Himmel. Aber immerhin hat Shaheens Familie elektrisches Licht. „Das machen wir aber nur zu besonderen Gelegenheiten an. Ist sonst viel zu teuer,“ lächelt sie und macht mir schon wieder ein schlechtes Gewissen. Denn, na klar, ich bin die besondere Gelegenheit heute.

Genauso wie Anwar ist Shaheens Familie aus Barisal, also aus der Küstenregion Bangladeschs. Auch ihr Land erodierte. Sie wurde landlos. Also migrierte die Familie in die Stadt. Hier lebt sie im Slum zur Miete, für umgerechnet 22 Euro im Monat. Shaheen hat einen Job als Haushaltshilfe gefunden, ihr Mann arbeitet als Fahrer. „Meine Töchter sollen in die Schule gehen, sie sollen lernen.“ Dann fordert sie ihre Tochter auf, ihre Schulhefte zu präsentieren. Das Mädchen ist schüchtern. Sie legt mir ihre Bücher hin und verkriecht sich. Mit ihren 15 Jahren ist sie ein verhältnismäßig altes Schulkind. Der Großteil der Kinder aus diesen Verhältnissen geht maximal bis zum 13. Lebensjahr zur Schule. Dann müssen die Kinder arbeiten gehen, weil das Geld sonst nicht reicht. Shaheens Töchter haben Glück – bis jetzt.

Shaheen träumt davon, eines Tages zurück nach Barisal zu ziehen. „Das Leben war einfacher, weil wir viel selbst angebaut haben. Wir hatten sogar einen kleinen Garten.“

Auch Anwar, der Riksha-Fahrer, träumt von seiner Heimat. Wenn er genug gespart hat, will er zurück. Doch noch weiß er nicht einmal, ob irgendwann der Tag kommt, an dem er auch nur einen Taka zurücklegen kann.

5. Posterboy des Klimawandels

Workshops zum Klimawandel gibt es in Dhaka wie Sand am Meer. Auch ich wurde eingeladen, an einem Workshop für amerikanische Studenten aus Minnesota teilzunehmen. Ich treffe die Gruppe, wie das hier für reiche Bideshi (Bangla für weiße Ausländer) üblicherweise organisiert wird, in einem Hotel in der feinsten Gegend Dhakas. Tatsächlich kann man sich als „reicher Weißer“ in Bangladesch in einer Blase aus Luxus bewegen, ohne auch nur im Geringsten mit der Armut des Landes in Berührung zu kommen.

Vor der Tür begrüßt mich Nabin, der Organisator des Workshops. Er hat ein freundliches warmes Lächeln und einen festen Händedruck.

Nabin heißt eigentlich Abdullah Al Razwan. Doch er nennt sich selbst Nabin und möchte auch so genannt werden. So wie er haben fast alle Bangladeschis einen langen, komplizierten Namen und einen Spitznamen. Nabin ist um die 30 und leitet das Bangladesh Youth Movement for Climate, das von British Council unterstützt wird. Sein Traum ist es, Jugendliche im In- und Ausland für den Klimawandel zu sensibilisieren. „Nur so kann sich etwas verändern,“ glaubt er. „Wir müssen grundsätzlich etwas in den Köpfen der Menschen ändern. Und bei den Jugendlichen anfangen. Denn ihr kreatives Potential ist manchmal mehr wert als die Schwerfälligkeit der weisen Männer in Durban, Cancun oder Kopenhagen.“ Nabin war im November 2011 in Durban dabei und ist enttäuscht zurückgekehrt. Enttäuscht über die Langsamkeit der Entscheidungsprozesse, wo hunderte von Experten stundenlang über ein einziges Wort diskutieren und enttäuscht über das Endergebnis, das außer einem Beschluss in Zukunft einen Klimafonds ins Leben zu rufen und dem Austritt Kanadas aus dem Kyoto-Protokoll nicht viel Erwähnenswertes zu bieten hatte.

Von seiner Organisation war er in Durban der einzige. Überhaupt hat er sich mit der Mobilisierung der Jugend in Bangladesch so einiges vorgenommen. „Tatsächlich haben die Jugendlichen hier zur Zeit andere Probleme als den Klimawandel“, gibt er zu. „Aber vielleicht nicht mehr lange. Ich habe den Klimawandel gesehen,“ erzählt er. „2007, als der Zyklon Sidr Bangladesch verwüstete, war ich in den zerstörten Dörfern und habe dem Elend in die Augen geblickt.“

Mindestens 3.500 Menschen kamen bei dem Sturm ums Leben. Er verwüstete ganze Landstriche, darunter Teile der Sundarbans, die riesigen Mangrovenwälder an der Küste und Weltnaturerbe der Unesco. 40 Jahre wird es

brauchen, bis der Mangrovenwald sich regeneriert hat. Nach diesem Erlebnis fing Nabin an, sich in Sachen Klimawandel zu engagieren.

War das wirklich Klimawandel? Zyklone sind normal für diese Region. In nicht allzu großen Abständen auch in dieser Stärke. Dennoch: Starke Zyklone treffen das Land laut Statistik im Normalfall rund alle 3 Jahre. Kleinere Stürme kommen jedes Jahr vor.

Auch Nabin kennt die kontroverse Diskussion um den Klimawandel in Bangladesch. „Bangladesch ist naturgegeben von Zyklonen bedroht, aber ihr Ausmaß und ihre Heftigkeit nehmen deutlich zu.“ Auch er weiß, dass nicht alles mit dem Klimawandel verbunden werden kann. „Man muss auch sehr aufpassen“, gibt er zu. „Klimawandel ist gerade in. Alles ist green. Green food, green energy, green politics. Natürlich ist das auch ein business.“

5.1 Business NGO – top down statt bottom up

Nabin schließt nicht aus, dass es in Bangladesch auch eine Menge Nutznießer des Klimawandels gibt. Viele NGOs und Hilfsprojekte leben vom Trend Klimawandel. Deshalb stößt er bei seinen Reisen zu Betroffenen oft auf Skepsis. Viele halten ihn für einen reichen NGO-Vertreter, der das Wissen der Betroffenen zu seinen Gunsten ausnutzen, aber nichts dafür geben möchte und sich die Hilfsgelder lieber selber in die Tasche steckt.

Die Kritik ist nicht ganz unbegründet: NGOs regieren Bangladesch seit der Staatsgründung mit. Von Anbeginn an hielten sie das Schicksal des Landes mit in der Hand. Doch nicht wenige der NGOs sind korrupt und verdienen an dem riesigen Bedarf, den das Land hat, viel. Das belegt eine Studie von Transparency International Bangladesh aus dem Jahr 2007. Bei denen, die es wirklich nötig haben, kommt nicht selten kaum etwas an.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass NGOs niemals von der Basis, also den Bedürftigen selbst aus entstehen, sondern immer im drop down Verfahren von der Mittelschicht ins Leben gerufen und den Armen übergestülpt werden. Eine deutsche Bekannte, die hier in der wohlhabenden Gegend von Dhaka wohnt, hat mir neulich hinter vorgehaltener Hand zugeflüstert: „Jede zweite Ehefrau in unserem Haus leitet irgendein Charity-Projekt. Das gehört hier zum guten Ton.“

Auch Nabin gehört nicht zur Unterschicht. Seiner Familie geht es finanziell gut.

Diese Tatsache ist ein Spiegel der Gesellschaft in Bangladesch. Die Gesellschaftsstrukturen sind äußerst hierarchisch. Wer Geld hat, hat die Macht. Wer arm ist, hat nichts zu sagen. Noch immer existieren Arten von Leibeigenschaft. In Dhaka lebe ich zum Beispiel in einem Haus, das ausschließ-

lich Expats, also ausländische Fachkräfte und reiche Bangladeschis bewohnen. Jede Familie hat ca. zwei Angestellte. In den bangladeschischen Haushalten ist es Usus, dass die Angestellten dort nicht nur arbeiten, sondern auch leben. Ihr Unterschlupf besteht aus einer 2x3 Meter großen fensterlosen Zelle mit einer Pritsche. Dort schlafen sie. Die Familien verfügen über sie wie über Sklaven.

Doch zurück zum Workshop. Professor Talim Hossain wurde auch eingeladen. Der kleine, adrett gekleidete Mann hat meine Unterhaltung mit Nabin mitverfolgt und nimmt mich beiseite. Dann flüstert er mir zu: „Wann immer du Fördergelder beantragen willst: Hier in Bangladesch musst du ganz einfach schauen, dass das Wort Klimawandel im Antrag vorkommt. Damit erhöhen sich die Chancen auf Förderung um ein Vielfaches.“ Bangladesch als Posterboy des Klimawandels. In diesem Land findet man ihn überall – wenn man nur will.

Wenn also einige Zusammenhänge zwischen Bangladeschs Situation und dem Klimawandel widerlegt würden, geriete das Geschäft mit dem Klimawandel ins Wanken. Viele Gelder würden schlichtweg nicht mehr fließen.

Professor Hossain hat vor einigen Jahren in Zusammenarbeit mit einem Schweizer Geologen eine Langzeitstudie durchgeführt, die Auswirkung der Abholzung der Wälder im Himalaya auf die Überschwemmungen der Flussgebiete im Norden untersuchen sollte. Einen Zusammenhang zwischen dem Wasser, das wegen der Abholzung den Himalaya herunterstürzt und einem Zunehmen der Wassermassen in den Flüssen Bangladeschs konnte mit dieser Studie widerlegt werden. Doch seine Studie fand wenig Gehör bei der bangladeschischen Regierung und Öffentlichkeit: „Die hören nur auf das, was sie hören wollen.“

Auch Professor Hossain weiß, dass man mit den Klimawandel-Theorien äußerst sensibel umgehen muss. Es gibt Indizien für klimabedingte Veränderungen, doch alles muss differenzierter betrachtet werden. Jetzt schaltet sich Nabin ein. „Aber der Klimawandel ist da. Ich habe ihn gesehen.“

Nicht jede Katastrophe kann zwangsläufig mit dem Klimawandel in Verbindung gebracht werden. Doch die Situation der Menschen im Land verschlechtert sich zunehmend. Und die Überzahl der Studien zeichnet ein düsteres Bild für die Zukunft: Mehr Zyklone, Anstieg des Meeresspiegels, heftigere Dürreperioden, stärkere Regenfälle, Landerosion, Versalzung der Böden und fehlendes Trinkwasser sagen die Experten voraus.

Doch ich möchte mit den Betroffenen selbst sprechen. Ich will wissen, wie es ihnen wirklich geht. Was sie in der Vergangenheit beobachtet haben und ob sie die Veränderungen spüren.

Meine nächste Recherchereise führt mich in den Nordwesten des Landes, zum großen Fluss Brahmaputra. Die Gegend wird regelmäßig von Über-

schwemmungen heimgesucht. Ich möchte mit eventuellen Zeugen des Klimawandels sprechen und will wissen, was sie zu meinen kontroversen Fragen zu sagen haben: Spüren sie die vieldiskutierte Veränderung oder leben sie seit Jahr und Tag mit den regelmäßigen Wassermassen? Es wird ein Ausflug in eine andere Welt. Zu den Menschen, die das eigentliche Ziel meiner Reise sind.

6. Wenn die Flut kommt

„Wenn die Flut kommt, habe ich immer Angst. Manchmal steht das Wasser bis zu unserer Eingangstür, dann schwimmen Schlangen darin und der Trinkwasser-Brunnen ist überschwemmt.“ Die neunjährige Nurul erzählt mit leiser Stimme. Ihre Mutter Golapi sitzt neben ihr in der spärlich beleuchteten Hütte, die sehr klein, aber aufgeräumt ist. Beide haben sich schick gemacht für den besonderen Anlass. Der besondere Anlass, das ist meine Wenigkeit. Ich bin der erste Bideshi, den Nurul und ihre Mutter in ihrem Leben sehen. Als ich Nurul am Vormittag fragte, ob ich sie und ihre Familie besuchen dürfte, nickte sie strahlend. Jetzt hat sich das gesamte Dorf vor der Hütte von Nuruls Familie versammelt und tuschelt über die Weiße, die dort drinnen im Halbdunkeln mit ihrer großen Fotokamera hantiert.

Es ist finster in der 9 Quadratmeter großen Lehmhütte, in der die Familie lebt. Mit Vater und Mutter teilt Nurul sich ein Bett. Ansonsten gibt es ein paar Töpfe, einen kleinen Tisch in der Ecke und: einen Fernseher. Das ist sehr ungewöhnlich, denn eigentlich haben die Dorfbewohner keinen Zugang zu Elektrizität. Die spärliche Stromversorgung ist einzig und allein für die Landwirtschaft vorgesehen. Doch Nuruls Familie hat die Leitungen illegal angezapft. Niemanden stört's.

Vater und Bruder sind, wie jeden Tag zu dieser Jahreszeit, auf dem Feld zur Reisernte.

Nuruls Dorf liegt an einem Seitenarm des Jamuna-Flusses, etwa eine Autostunde von Natore entfernt, im Nordwesten Bangladeschs. In dieser Gegend ist Wasser Glück und Fluch zugleich. Alles ist auf sein Kommen und Gehen ausgelegt. In der Monsun-Zeit stehen 1/3 Bangladeschs regelmäßig unter Wasser. Auch das Dorf von Nurul. Das war schon immer so, doch seit einigen Jahren hat sich etwas verändert:

„Die Flut hat es schon immer gegeben, aber jetzt kommt sie nicht nur einmal im Jahr wie früher, sondern 2-3 Mal. Und das manchmal im Abstand von 2 Wochen,“ erzählt Mutter Golapi.

Der Nordwesten Bangladeschs ist seit Jahr und Tag Risikogebiet für Überschwemmungen. Die großen Flüsse Ganges und Jamuna und ihre Seitenar-

me durchlaufen die Region. Auf meiner Reise durch die Gegend hatte ich das Gefühl, überall Wasser zu sehen. Den Straßenrand säumen Wassergruben, die teilweise zur Hälfte mit Wasser gefüllt sind. Gerade ist Trockenzeit. In der Regenzeit ist alles mit Wasser bedeckt. Streckenweise sind die Straßen überflutet und nicht passierbar.

Die Menschen in der Region sind daran gewöhnt, ihren Alltag nach dem Wetter zu richten. Die gesamte Landwirtschaft hängt von der Regelmäßigkeit der Natur ab. Doch seit einigen Jahren nimmt die Zahl und Stärke der Überschwemmungen zu. Inzwischen kommen die Fluten zu ungewohnten Zeiten und sie brechen schneller über das Land herein. So bleibt den Bauern keine Zeit mehr, ihre Ernte einzuholen und die Felder vorzubereiten. Sie verlieren alles. In einem Land, in dem 70% der Bevölkerung von der Landwirtschaft lebt, ein Desaster. Haznal Gonnyo, einer der ältesten Dorfbewohner, ist einer von ihnen.

Er ist Reisbauer und ernährt mit seinem Reisfeld seit Jahr und Tag seine Familie. Nur wenig davon bleibt für den Verkauf übrig. Seit einigen Jahren geht ihm seine Ernte durch unvorhergesehene und heftige Fluten immer wieder verloren. „So war das früher nicht. Früher wusste ich ganz genau, wann die Flut kommt. Heute kommt sie, wann sie will. Und zerstört meine Existenz.“ Er schaut mich mit seinen trüben dunklen Augen an. Irgendwie fühle ich mich schuldig.

Nurul hingegen lächelt. Denn für sie gibt es vielleicht eine Chance auf ein besseres Leben: Sie kann regelmäßig zur Schule gehen. Eine große Besonderheit in einer Region wie dieser, die die Dorfbewohner in der Monsunzeit regelmäßig für 2 Monate vom Rest der Welt abschneidet. Für die meisten Kinder ist es in dieser Zeit unmöglich, die nächste Schule zu erreichen. Denn diese liegt meist sehr weit entfernt. Bei großen Fluten haben die Kinder keine Chance, den Unterricht zu besuchen. Doch Nurul hat Glück. Seit drei Jahren besucht sie eine schwimmende Schule. Sie ist Teil des Hilfsprojekts der NGO Shidhulai. Ihr Leiter Rezwan steigt gerade unten am Fluss von einem Boot und kommt auf mich zu. Er ist Architekt und hatte vor 11 Jahren eine zündende Idee:

„Ich bin hier geboren. Als Kind konnte ich während der Monsunzeit oft wochenlang nicht zur Schule gehen. Viele Kinder gehen dann irgendwann gar nicht mehr hin. Seit einiger Zeit sind aus Wochen Monate geworden. In einem Land wie Bangladesch, in dem etwa die Hälfte der Menschen weder Lesen noch Schreiben kann, eine Katastrophe. Da dachte ich mir: Wenn die Kinder nicht zur Schule kommen können, warum kommt die Schule dann nicht einfach zu ihnen?“

Inzwischen schwimmen 20 Schulboote auf den Flüssen im Nordwesten, sie erreichen fast 400 Dörfer. Jedes Boot ist mit Solarzellen ausgestattet. So können die Schüler auf dem Boot sogar Computer nutzen.

„Ich gehe gern zur Schule. Sie holt mich ab und bringt mich nach Hause und ich kann auch zur Schule gehen, wenn Flut ist. Mein Bruder kann das nicht,“ sagt mir Nurul, als wir den Unterricht besuchen. Ihr großer Bruder geht auf die Highschool. Er hat einen weiten Weg zur Schule.

Nurul ist die erste in der Familie, die regelmäßig die Schule besuchen kann. Jeden Tag für 2 ½ Stunden. Unterrichtet wird Bangla, Mathe, Englisch, Religion und Sozialkunde. „Ich mag Englisch am liebsten. Denn wenn man Englisch kann, kann man auch mit anderen Leuten auf der Welt reden.“ Nurul lächelt.

Englisch, genauso wie alle anderen Fächer, lernt sie bei Mili. Die 26-Jährige ist seit 8 Jahren Lehrerin. Als ich sie auf Englisch anspreche, versteht sie kein Wort und lächelt nur verlegen. Sie verdient 1.500 Taka im Monat, das sind umgerechnet 15 Euro. Am Unterrichtssystem muss hier sicherlich noch stark gefeilt werden. Zurzeit beschränkt sich die Didaktik auf Vorlesen und Nachsprechen von Phrasen aus den Lehrbüchern. Die bekommen die Schüler übrigens umsonst.

Ca. 200.000 Euro kostet das Schulprojekt pro Jahr. Nicht viel, bedenkt man, dass pro Boot jeden Tag 90 Schüler Unterricht bekommen. Finanziert wird das Projekt fast ausschließlich durch private Sponsoren aus der Region und internationale Organisationen. Doch die globale Finanzkrise bekommt auch Rezwans Projekt zu spüren. „Besonders die USA haben den Geldhahn zugedreht. Von denen bekommen wir fast gar nichts mehr“, seufzt er.

Gar nichts bekommt die NGO von der bangladeschischen Regierung. Obwohl die Schulen staatlich anerkannt sind, unterstützt sie das Projekt mit keinem Taka.

6.1 Schwimmende Gärten – Anpassung an neue Gegebenheiten

Neben den Schulbooten gibt es inzwischen auch schwimmende Arztpraxen, schwimmende Büchereien und schwimmende Trainingscenter. Hier werden die Erwachsenen in Sachen Landwirtschaft geschult. Unter anderem lernen sie neue Anbaumethoden kennen, die an die neuen Bedingungen angepasst sind, wie zum Beispiel den Bau von schwimmenden Gärten.

Ich treffe Taslima. Seit 3 Jahren nimmt sie regelmäßig am Trainingsprogramm teil. Zuhause vermittelt sie dem Rest ihrer Familie, was sie gelernt hat. Mir fällt auf, dass im Trainingscenter fast nur Frauen sitzen. Sie bilden sich weiter, während die Männer auf den Feldern arbeiten. Für Taslima und die anderen Frauen ist das auch eine Chance: „Seitdem ich über Landwirtschaft Bescheid weiß, kann auch ich auf dem Feld arbeiten.“ Zusammen mit

3 anderen Familien unterhält sie einen schwimmenden Garten, eine beeindruckende Alternative zum herkömmlichen Ackerbau.

Zunächst wird eine Art Rahmen aus Bambus gebaut. Dort hinein wird ein Netz gespannt. Auf dieses Netz kommt eine dicke Schicht aus Wasserhyazinthen. Sie verrotten in etwa 3 Wochen. Dann ist aus ihnen eine fruchtbare dicke Schicht Humus geworden, die schwimmt und Menschen trägt. Auf ihr können die Bauern Kürbisse, Spinat und Gurken anbauen. Der Vorteil: Weil die Gärten auf dem Wasser schwimmen, kann man sie auch bei Überschwemmungen bewirtschaften. Und die schwimmenden Gärten lösen auch ein anderes, äußerst drängendes Problem in Bangladesch: Sie geben Landlosen die Möglichkeit, auch ohne eigenen Landbesitz Landwirtschaft zu betreiben. Denn für die Nutzung der Flussoberfläche müssen die Bauern nichts bezahlen. In einem Land, das unter akutem Platzmangel leidet und jedes Jahr tausende von neuen Menschen hinzukommen, die Essen brauchen und Platz zum Leben, ist diese Anbaumethode ein kleiner Lichtblick.

Rezwan, der Leiter des Projekts, träumt davon, seine Idee irgendwann auch über die nationalen Grenzen hinweg zu erweitern.

„In Zukunft werden auch andere Länder Bedarf haben. Mexiko zum Beispiel, oder einige Staaten in Afrika,“ ist er sich sicher. „Der Klimawandel ist nicht mehr aufzuhalten. Wir müssen uns an die neuen Bedingungen anpassen.“

Für Nurul ist die schwimmende Schule eine große Chance. In Bangladesch haben Frauen weniger gute Bildungschancen als Männer. Oft werden Frauen bereits mit 15 zwangsverheiratet und ziehen dann ihre Kinder groß. Nurul hat andere Pläne: „Wenn ich groß bin, möchte ich einmal Ärztin werden. Dann will ich arme Leute heilen.“ Ob sie dieses Ziel erreichen wird, bleibt abzuwarten. Vielleicht wird es ihr gelingen.

7. Sturmwarnung aufs Handy

Ein weißes Hochhaus aus den 1970er Jahren. Eine große weiße Kuppel auf dem Dach. Daneben ein riesiger Slum. Ich stehe vor dem Meteorologischen Institut Bangladesch in Dhaka. Ich bin hierhergekommen, weil ich immer noch auf der Suche nach verlässlichen Aussagen zum Klimawandel bin. Und wer, wenn nicht Frau Ajurmand Habib, die Direktorin des Instituts, könnte mir hier weiterhelfen? Und ja, richtig gelesen, es handelt sich um eine Frau, die dieses wichtige Institut leitet. Eine Rarität in diesem Land. In der Regel haben Frauen einflussreiche Ämter nur inne, wenn ihnen die Position qua Erbrecht zugewiesen ist. Wie zum Beispiel der derzeitigen Premierministerin Sheikh Hasina oder ihrer Widersacherin, der Oppositionsführerin Khaleda Zia. Beide Frauen gehören mächtigen verfeindeten Klans an.

Ich betrete den schneeweißen Klotz, der mich irgendwie an einen alten Science-Fiction Film erinnert. Drinnen ist es dunkel und muffig. Niemand ist zu sehen. Wäre ich nicht in Bangladesch, ich könnte auf die Idee kommen, dass dieses Gebäude schon seit Jahren niemand mehr benutzt.

Doch dann kommt mir eine junge Frau in einem knallgelben Sari entgegen. Sie weiß schon Bescheid und lenkt mich die Treppe hinauf. Dann ist sie wieder weg.

Ich gehe einen diffus beleuchteten Gang entlang und stoße auf ein kleines chaotisches Büro, voll mit verstaubten Akten. Ein älterer Mann sitzt an seinem Schreibtisch.

„Oh, Tschermani!“ ruft er, als ich mich vorstelle. Besuch aus Deutschland ist in Bangladesch immer gern gesehen. Die Direktorin ist noch in einem Gespräch. Der Mann bittet mich, zu warten. Ich bin zu früh. Ich nehme in einer muffigen Sitzecke Platz. Eine Sofagarnitur aus dunkelgrünem Stoff. Neben mir auf einem alten Schränkchen ein uralter Farbfernseher. Ich kann durch die Tür in das Empfangsbüro sehen. Dort sitzt der ältere Herr und dreht Däumchen. Jetzt ist auch die Frau mit dem knallgelben Sari wieder da. Sie stellt sich zu mir in den Raum, mit einigen Metern Sicherheitsabstand und schaut mich an. Wenn ich aufschau, lächelt sie. Das bin ich inzwischen gewöhnt. Gucken, zurück gucken, lächeln, weitergucken.

Ich warte.

Dann serviert mir die Frau im gelben Sari zuckersüßen Tee, eine Mandarine und misti, eine bangladeschische Süßigkeit. Eine weiße süße feste Paste aus Milch und Zucker, in dünnes Pergamentpapier gewickelt.

Ich warte.

Die Frau im gelben Sari kramt einen Teppich aus dem Schrank, der als Raumteiler fungiert und verschwindet dahinter. Am Rascheln ihres Gewands und dem leisen Flüstern kann ich hören, dass sie betet.

Als sie fertig ist, geht auf der anderen Seite die Tür auf. Zwei Japaner kommen heraus, hinter ihr die Direktorin Ajurmand Habib.

Lächelnd bittet sie mich herein. „Entschuldigen Sie bitte, dass Sie warten mussten. Das war ein wichtiger Termin. Wissen Sie, die Japaner unterstützen unser Institut seit 24 Jahren. Überhaupt: Japan ist der größte Geldgeber Bangladeschs. Und Geld, das brauchen wir hier.“

Die Frau wirkt müde, sie bekomme eine Grippe, sagt sie, aber sie will mir Respekt zollen, dafür, dass ich den weiten Weg durch die Stadt für ein Interview mit ihr auf mich genommen habe. Was sie mir erzählt, bringt meine Recherchen weiter.

„Wir haben beobachtet, dass sich die Art der Regenfälle verändert. Inzwischen haben wir öfter extrem starken Niederschlag – mit massiven Auswir-

kungen.“ Denn, so erklärt mir die Direktorin, extreme Regenfälle, meistens verbunden mit starken Unwettern, kalbaishaki auf Bangla, verursachen sogenannte flash-floods, also Sturzfluten, die extreme Zerstörungen anrichten können. Die Menschen können sich auf solche Fluten nicht vorbereiten, denn sie rauschen binnen Minuten heran. Und zerstören alles.

Eine weitere Veränderung konnten die Wissenschaftler des Instituts bezüglich der Zyklone feststellen:

„Es gibt zwei Sorten von Zyklonen. Die sehr starken und die mäßig starken. Die Anzahl der starken Zyklone nimmt nicht zu, doch ihre Intensität wird massiver. Hinzu kommt, dass wir einen deutlichen Anstieg der mäßig starken Zyklone beobachtet haben. Und die beeinflussen das Leben der Menschen an der Küste ebenfalls ganz erheblich.“

Im Küstengebiet leben viele Menschen von der Fischerei. Und die wiederum ist abhängig von den Wetterbedingungen. Wenn sich Stürme ankündigen, können die Fischer nicht hinausfahren. Zurzeit werden die Sturmwarnungen noch über Fernsehen und Radio, aber auch über örtliche Lautsprecher bekanntgegeben. Normalerweise meldet das Institut zweimal am Tag, während der Monsunzeit sehr viel öfter. Im Moment arbeiten die Wissenschaftler aber an einem neuen Frühwarnsystem: Sie wollen ein System entwickeln, das in der Lage ist, Sturmwarnungen auf Handys zu senden und die Warnungen so schnell wie möglich herauszugeben. So haben Fischer, aber auch Bauern die Möglichkeit, sich frühzeitig zu schützen oder die Ernte noch vor dem Unwetter einzuholen.

Die Zyklone bringen übrigens noch ein weiteres Problem mit sich: water logging. Das bedeutet: Wenn Meerwasser bei einem Zyklon ins Inland gespült wird, überspült es auch die Schutzdeiche, die die besiedelten Regionen im Inland vor Fluten schützen sollen. Sie wurden von der Weltbank und der Asiatischen Entwicklungsbank gebaut. Inzwischen sind allerdings die Schleusentore an vielen Stellen defekt, weil niemand sich um die Instandhaltung kümmert.

Wenn das Hochwasser zurückgeht, kann das Wasser aus dem Inland nicht abfließen, denn es ist umschlossen von den Deichen. So bleibt es im Land, sickert in die Ackerböden und macht die landwirtschaftlichen Nutzflächen unbrauchbar. Für ein so dicht bevölkertes Land wie Bangladesch auf Dauer eine Katastrophe.

„Auch wir sind an der schlimmen Situation Schuld,“ gibt Frau Ajurmand zu. „Wir sind einfach zu viele, unser Land ist gnadenlos überbevölkert. Aber an dem größten Problem haben wir definitiv keine Schuld: Dass die globale Temperatur steigt, dafür können wir nichts. Jetzt müssen wir uns überlegen, wie wir mit den Folgen umgehen. Denn aufhalten können wir das Ganze nicht mehr.“

Das Gespräch hat mich weitergebracht. Frau Ajurmand hat mir mit ihren Fakten eine Ahnung dessen geliefert, was Bangladesch in den nächsten Jahrzehnten erwartet. Die verwundbarsten Regionen des Landes, wie die Chars oder auch die Küstenregion, werden von starken Regenfällen und Stürmen in Zukunft noch stärker heimgesucht. Die Menschen werden regelmäßig ihre Existenz verlieren und sich ein nachhaltiges Leben kaum aufbauen können.

Ich verabschiedete mich von einer Frau, die stark genug ist, sich in der patriarchalen Gesellschaft Bangladeschs durchzusetzen. Auch wenn es nicht immer leicht ist, wie sie sagt. Die Frau ist kinderlos und hat lange im westlichen Ausland gelebt. Das macht sie in ihrer Gesellschaft zu jemandem, der auffällt. „Das ist nicht immer angenehm“, lächelt sie, „aber ich tue das für mein Volk.“

8. Das Geschäft mit dem Salz

Eigentlich ist der Tee in Bangladesch köstlich: stark und süß und heiß, und manchmal mit Ingwer verfeinert. Doch heute ist er ungenießbar. Er schmeckt salzig. Nur mit Mühe schlürfte ich an dem versalzenen Gebräu. Ich bin in Batbunia, einem kleinen Dorf im Süden Bangladeschs, dort, wo der Klimawandel tatsächlich zuschlägt. Die Region ist zu großen Teilen versalzen. Gründe dafür gibt es viele. Einer der wichtigsten ist der Anstieg des Meeresspiegels. Das Meer drückt sich inzwischen mit jeder Flut viel weiter ins Landesinnere als je zuvor. Sein salzhaltiges Wasser durchfließt nicht nur die großen Flussläufe, sondern breitet sich über die kleinen Seitenarme in der gesamten Region aus. Unterstützt wird die Versalzung auch durch die abnehmende Fließgeschwindigkeit der im Mündungsdelta endenden Flüsse. Große Schuld daran trägt Indien. Es kontrolliert das Wasser von Bangladesch. Vor 35 Jahren baute Indien den Farraka-Staudamm am Ganges. Dadurch kann es kontrollieren, wie viel Wasser es in Trockenzeiten behält, und wie viel es in Monsunzeiten abgibt. Wenn im Sommer also das Wasser knapp wird, kann Indien den Fluss so aufstauen, dass er möglichst viel Wasservorrat hat. Wenn das Wasser in der Monsunzeit Überhand nimmt, können sie die Schleusen öffnen und sich der Wassermassen entledigen. Ein Desaster für Bangladesch: In der Trockenzeit fehlt dem Land mehr Wasser denn je, in der Regenzeit sind die Überschwemmungen noch verheerender als sonst. Wenn weniger Wasser durch den Ganges fließt, kann das ansteigende Meer weiter in die Küstenregion vordringen und sein salziges Wasser verbreiten. Inzwischen sind 1.02 Mio. ha Bangladeschs versalzen. Das ist eine Fläche, ca. halb so groß wie Hessen.

Ich versuche weiter tapfer, mein Teeglas zu leeren, denn um mich herum haben sich ca. 30 neugierige Bangladeschis versammelt, die mich aufmerksam beobachten. Eine inzwischen fast alltägliche Situation. Egal, wo ich mich aufhalte, binnen Minuten bin ich umringt von unzähligen neugierigen Augenpaaren. Die Beobachter sind diesmal fast ausschließlich Männer. Ihre farbigen Lunghis sind grau vom Staub der Trockenzeit. Vielen tropft rote Flüssigkeit aus dem Mund, denn sie kauen eine Art Kautabak, ein Betelblatt gefüllt mit gelöschtem Kalk und geriebener Betelnuss, dazu einige Gewürze. Der Löschkalk färbt den Speichel blutrot. Wer das nicht weiß, kann sich vor dem Anblick ganz schön erschrecken.

Einer der Schaulustigen fällt mir besonders auf: Er lacht laut und nimmt mir das Glas aus der Hand. Er hat erkannt, dass ich an das Salz im Wasser nicht gewöhnt bin. Sein Name ist Abdul. Er ist Shrimpfarmer und nebenbei Schauspieler. Das merkt man ihm an. Als ich ihn frage, woher sie im Dorf ihr Wasser bekommen, schneidet er eine ironische Grimasse, nimmt mich am Arm und zieht mich forsch einige Meter weiter. Wir bleiben an einem alten rostigen Dorfbrunnen stehen. Abdul pumpt einige Male am Brunnen, bis das Wasser hinausschießt. „Probier mal!“ fordert er mich auf. Tatsächlich, es schmeckt salzig. „Und nicht nur das!“ erklärt mir Abdul, „es ist auch noch arsenhaltig.“ Arsen kommt im Boden von Bangladesch häufig vor. Als Hilfsorganisationen wie UNICEF und die Weltbank in den 1970er Jahren im ganzen Land Trinkwasserbrunnen bauten, versäumten sie, das Wasser auf Arsen zu testen. Heute trinken täglich Millionen von Menschen das arsenhaltige Wasser. In geringen Mengen ist Arsen unschädlich. Doch über lange Zeit kann es schwere Schäden der Haut, Atemnot und Störungen des Nerven- und Verdauungssystems verursachen.

Die Dorfbewohner lachen, als ich das salzige Wasser mit verzerrtem Gesicht wieder ausspucke. „Trinkt ihr dieses Wasser das ganze Jahr über?“ „Nein“, antwortet Abdul. „In der Regenzeit sammeln wir das Regenwasser in diesen Behältern. Außerdem haben wir Regenrinnen gebaut, die das Regenwasser in große Bottiche leiten.“

Wir betreten eine der zahlreichen Lehmhütten. Hier drinnen ist es finster, in der Ecke brennt ein kleines Feuer. Im Vorderraum werden bangladeschische Süßigkeiten verkauft. Im Dämmerlicht erkenne ich an der Decke eine rostige Regenrinne, auf dem Boden steht ein riesiger Krug, der das Wasser auffangen soll. Er ist leer. „Wir haben im Jahr etwa 6 Monate lang Trinkwasser,“ erzählen mir die Dorfbewohner. Die andere Jahreshälfte bleibt ihnen nichts anderes übrig, als das salzige Wasser zu trinken oder aber täglich 3-4 Kilometer zu laufen, um an Süßwasserbrunnen Wasser zu holen. Ein Knochenjob, der hauptsächlich Frauen zufällt.

8.1 Shrimp – die Delikatesse hat ihren Preis

Shiba ist eine von ihnen. Sie und ihre Tochter laufen täglich 3 Kilometer, um in großen Metallbehältern Wasser nach Hause zu schleppen. 5-7 von den riesigen Krügen brauchen sie jeden Tag. Generell leiden Frauen am meisten am hohen Salzgehalt im Trinkwasser. Besonders während der Schwangerschaft kann es zu Komplikationen kommen. Viele Menschen haben Durchfall oder Hauterkrankungen.

Doch es gibt nicht nur Opfer der Versalzung. Der größte Nutznießer des Salzproblems ist die immer weiter wachsende Shrimpindustrie. Wo nichts mehr wächst, sind sie die einzigen Überlebenden: Die Black Tiger Shrimp, auf bengalisch Bagda genannt. Die Tiere leben eigentlich im Meerwasser, doch mit zunehmender Versalzung der Flussgebiete im Süden Bangladeschs gedeihen sie auch in Binnengewässern. In den 80er Jahren begann die Garnelenaufzucht in Bangladesch zu florieren. Gefördert von der Weltbank sowie der Asian Development Bank wurden Mangrovenwälder in großem Stil abgeholzt, um an ihrer Stelle Shrimpfarmen zu bauen. Ca. 250.000 ha Mangrovenwälder wurden für immer vernichtet. Zielgedanke war, mit dem Produkt der Entwicklung des Landes auf die Sprünge zu helfen und Armut zu bekämpfen. Mit verheerenden Folgen für Mensch und Umwelt.

8.2 Mehr Shrimp – mehr Salz

Ich reise nach Paikgachha, das Zentrum der Shrimpindustrie Bangladeschs – und stehe in einer Wüste. Hier wächst kein Grashalm mehr. So weit das Auge reicht nichts als Shrimpfarmen. Kein Baum, kein Strauch. Der Boden ist vollkommen unfruchtbar. Denn die Ausbreitung der Shrimpindustrie unterstützt die fortschreitende Versalzung. Viele Reisfelder und andere landwirtschaftliche Anbauflächen, die an Shrimpfarmen grenzen, versalzen nach und nach ebenfalls. Sie sind durch brüchige Dämme von den salzhaltigen Tümpeln getrennt. Doch die Dämme sind löchrig und nach und nach sickert Salzwasser hindurch.

Eine schmale Straße führt auf einem Deich durch die Geisterlandschaft. Hier, mitten in der Salzwüste, treffe ich Ananda. Der alte Mann ist runzlig und dünn. Herzlich begrüßt er mich mit einem zahnlosen Lächeln. Bis zu den Knien steht er im Schlamm einer Shrimpfarm. Gemeinsam mit 10 anderen Arbeitern schafft er den Schlick aus der brackigen Grube. Hin und wieder hilft er hier für ein paar Taka aus.

„Früher musste ich sowas nicht machen. Da ist hier alles gewachsen. Reis, Linsen, Senf, Okraschoten. Überall standen Bäume. Und jetzt: Schau die

Palme dort. Sie stirbt.“ Hilflos blickt Ananda um sich. Sein Bruder Kali hat sich zu uns gestellt. Die beiden unterhalten immer noch ein Reisfeld. Doch es ist umzingelt von Shrimpfarmen. „Unsere Reisernte wird immer kleiner. Der Reis wächst einfach nicht mehr. Der Boden wird immer salziger. Doch wir wollen nicht aufgeben. Wir werden um unseren Reis kämpfen.“ Ananda und sein Bruder haben bei diesem Kampf wenig Chancen. Sie führen mich zu ihrem Feld. Im Hintergrund glitzert ein riesiger Shrimp-Teich in der Sonne. „Die Schutzdeiche unseres Reisfeldes bekommen Löcher. Das Salzwasser fließt hinein. Bald wächst hier nichts mehr.“ Ananda zeigt auf die Löcher im Damm. Teilweise sind sie natürlich entstanden, teilweise aber auch menschengemacht. „Die großen Shrimp-Farmen wollen hier keinen Reis. Sie wollen unser Land, deshalb bohren sie Löcher in den Damm.“ Ananda spricht leise. Er weiß um den Einfluss der großen Shrimp-Bauern.

Sie haben die Macht, denn sie haben das Geld. Welches Land sie auch immer wollen, sie bekommen es. Die Regierung tut wenig dagegen, denn sie hat ein wirtschaftliches Interesse daran, dass sich das Geschäft entwickelt und Gelder ins Land fließen.

Bis vor 10 Jahren war die Situation dramatisch. Reiche Landbesitzer hatten das Geld und die Macht, kleinere Bauern mitunter gewaltsam von ihrem Land zu vertreiben. Viele von ihnen verloren ihr Land und arbeiten heute als Tagelöhner auf großen Shrimpfarmen. Doch die Situation hat sich verbessert. Heute betreiben auch viele kleine Bauern ihre eigenen Shrimpfarmen – etwas anderes können sie häufig ohnehin nicht mehr anbauen.

Doch Repression gibt es noch immer. Eine NGO, Nijera Kori, die seit Jahren gegen die Shrimpindustrie kämpft, ist nicht bereit, mich bei meiner Recherche zu unterstützen. Die Mitarbeiter haben „Hinweise von oben bekommen, sich zurückzuhalten“ und halten sich daran. Natürlich wird mit der Shrimpindustrie viel Geld verdient. Wer sich da ran wagt, wird es nicht leicht haben.

Herr Nitya vom Department of Fisheries sieht die Situation etwas anders: „Am Ende geht es allen nur ums Geld. Nicht nur den großen Shrimp-Farmern, sondern auch den NGOs und Umweltschützern, die gegen die Industrie wettern, sowie den kleinen Shrimp-Bauern, die sich bei Journalisten wie Ihnen über das ach so ungerechte Geschäft beschweren.“ Herr Nitya sieht es so: „Die NGOs und Umweltschützer leben natürlich von ihrer Arbeit. Wenn sie nicht kritisieren, gibt es keine Gelder, deshalb machen sie Stimmung gegen die Shrimpindustrie. Bei den kleinen Shrimp-Farmern ist die Sache komplizierter: „Ein großer Shrimp-Farmer hat in der Regel Land in der Nähe des salzwasserhaltigen Flusses. Die Farmen dahinter haben es schwerer, an Salzwasser zu kommen. Der Großfarmer hat ein Interesse daran, seine Farm auszuweiten, denn für ihn ist es einfach, Wasserkanäle zu

verlegen, die auch die hinteren Tümpel mit Salzwasser versorgen. Die Besitzer der weiter hinten liegenden Ländereien vermieten ihm das Land für 5 Jahre und bekommen die gesamte Miete für diese Zeit gleich zu Anfang auf einmal. Das bringt viele auf folgende Idee: Warum nicht dafür sorgen, dass der große Landbesitzer sein Land verliert? Dann kommt ein neuer, der erneut das Land von uns mieten muss. Dann haben wir doppelte Miete.

Und so wettern sie gegen die großen Shrimp-Farmer und ihre angeblich brutalen Methoden.

Zurück bei Ananda. Er nimmt uns mit zu seinem Haus. Hier lebt er mit seinem Bruder, seinen Kindern und Enkelkindern. Auch aus seinem Trinkwasser-Brunnen sprudelt nur salziges Wasser. Ich nehme einen Schluck und spucke es gleich wieder aus. Ananda will nicht, dass ich durstig bin. Er schickt seinen Sohn, um einige der wenigen Kokosnüsse zu ernten, die in seinem kleinen Garten stehen. Ich wünschte, ich könnte es verhindern. Die Familie hat fast nichts und ich wage es kaum, nur einen Schluck ihres kostbaren Obstes zu kosten. Doch das wäre eine Beleidigung der bangladeschischen Gastfreundschaft. Also sehe ich zu, wie die Kokosnüsse aufgeschlagen werden. Sie sind kleiner als normal. Auch das liegt am hohen Salzgehalt im Boden. „Früher war hier alles noch viel grüner, wir hatten viel mehr Bäume“, Ananda schaut sich in seinem Garten um. „Und das Beste war, wir konnten uns selbst versorgen. Wir hatten alles. Heute ist das nicht mehr so.“

In der Tat ist dies ein großes Problem für die bangladeschische Landbevölkerung. In einem Entwicklungsland wie diesem, in dem es keine funktionierende Infrastruktur gibt und viele Menschen an der Armutsgrenze leben, ist die Möglichkeit, sich selbst zu versorgen ein großer Vorteil. Die Abhängigkeit von den globalen Märkten kann für viele Arme das Aus bedeuten. Andererseits ist der Anschluss an große Industrien wie z.B die Shrimpindustrie ein wichtiger Schritt zu mehr wirtschaftlicher Entwicklung. Wie so vieles in diesem Land hat auch dieses Thema nicht nur eine Seite.

Ananda blickt über sein salziges Land. Dann trinken wir das Kokosnuss-Wasser. Die Enkelkinder stehen interessiert um uns herum. Die Größeren besuchen bereits die Schule. „Sie sollen was Richtiges lernen. Ich hoffe sehr, dass sie nicht in der Shrimpindustrie enden.“ sagt Ananda. Und auf meine Frage hin, was er macht, wenn sein Reisfeld endgültig verloren ist, zuckt er nur matt mit den Schultern: „Das weiß nur Allah,“ ist seine Antwort. Mehr kann er dazu nicht sagen.

Anderere Reisbauern haben bereits kapituliert und von Reis auf Shrimp umgestellt. So wie Rup Kumer Roy. Der 62jährige zeigt auf sein Land. „Früher war hier alles grün. Nur Reisfelder und Bäume. Meine Reisfelder sind jetzt Shrimpfarmen.“ Vor 20 Jahren begannen seine Reisfelder zu versalzen.

Als kein Reis mehr darauf wuchs, begann er mit der Garnelenzucht. „Jetzt verdiene ich besser, der Reisanbau hat am Ende nichts mehr eingebracht.“ Rund 100.000 Taka kann er jetzt im Jahr verdienen, das sind umgerechnet ca. 1.000 Euro. „Ich weiß, dass die Umwelt leidet. Schau dich um, das ist eine Wüste. Aber sag mir, welche Wahl haben wir?“

Das ganze System ist ein Teufelskreis. Die ansteigende Versalzung der Böden hat dazu geführt, dass konventionelle Landwirtschaft unmöglich wurde. Als einzige Möglichkeit bleibt die Garnelenzucht, denn nur die Garnele verträgt das salzige Wasser. Eigentlich eine vernünftige Lösung, um aus dem unfruchtbaren Boden noch Profit zu ziehen. Doch die Shrimpindustrie wächst unkontrolliert und breitet sich in der Region aus, sie versalzt noch fruchtbare Böden weiter. Ein weiteres Problem ist der Verlust der Artenvielfalt in den Gewässern. Denn die Shrimp-Larven werden in der Regel an natürlichen Flussufern gesammelt. Mit engmaschigen Netzen durchkämmen tausende Menschen regelmäßig die Ufer. Doch in den Netzen verfangen sich ebenso Fischlarven und andere Wassertiere. Sie werden häufig weggeworfen. Einzige Überlebende ist die Bagda-Larve. Um eine einzige Bagda-Larve zu fangen, werden 14 andere Garnelenarten sowie 21 Arten von Fischlarven und hunderte weitere Planktonarten vernichtet.

Alternativ können Zuchtlarven gekauft werden, doch die sind häufig mit Antibiotika behandelt und für viele unerschwinglich.

Dennoch: Die Garnelenzucht ist nach der Kleiderindustrie das zweitgrößte Exportgut Bangladeschs und somit eine wichtige Geldquelle. Jährlich verdient Bangladesch ca. 500 Mio. US Dollar mit dem Export von Shrimp. Jeweils 40 Prozent werden in die USA und nach Europa verkauft. Die restlichen 20 Prozent gehen nach Japan und Indonesien. Deutschland ist der fünftgrößte Shrimp-Abnehmer, nach den USA, Belgien, Großbritannien und den Niederlanden. Seit 1985 hat sich das Garnelenaufzucht-Gebiet in Bangladesch um mehr als 450% vergrößert. Inzwischen umfasst es eine Fläche von 1.700 Quadratkilometern, das ist etwa zweimal die Fläche von Berlin.

Doch das große Geld machen nur einige Wenige. Zudem reduziert die Shrimp-Kultur die Arbeitsplätze vor Ort. Wo früher an die 20 Menschen ein Reisfeld bewirtschafteten, werden heute maximal 3 Leute benötigt, um eine konventionelle Shrimpfarm zu betreiben.

Berthold Schirm von der GIZ, die ein Bioshrimp-Projekt in Bangladesch unterstützt, hält dagegen: „In Deutschland sind wir ja auch keine Selbstversorger. Vielleicht kann man nicht alle Arbeiter aus der Reiswirtschaft in der konventionellen Shrimpindustrie beschäftigen, aber vielleicht haben die Menschen, die in einer zukünftigen ökologisch ausgerichteten Shrimp-Produktion Arbeit finden, mehr Geld, welches sie wiederum woanders ausgeben, und sich dadurch alternative Einkommensmöglichkeiten entwickeln,

sich z.B. mehr Shops etablieren und dadurch finden die restlichen arbeitslosen Reisbauern vielleicht wiederum Arbeit“

Der Verlust von Arbeitsplätzen durch die Garnelenzucht führt allerdings nach wie vor zu einer deutlichen Land-Stadt-Migration. Wer kein Reisbauer mehr sein kann und auf der Shrimpfarm keinen Job abbekommen hat, muss nun als Tagelöhner arbeiten oder in die Städte auswandern, um dort sein Glück zu versuchen. Das zumindest erzählen mir viele Betroffene aus der Region.

Berthold Schirm erklärt: „Auch wir unterstützen die Idee, dass wir nicht großflächige konventionelle Shrimpindustrie unterstützen, sondern ausschließlich eine naturnahe, arbeitsplatzintensive also extensive Shrimp-Zucht.“ Extensive Shrimpindustrie beschränkt sich auf 2-3 Shrimp pro Quadratmeter, und die ist in Bangladesch ohnehin schon vorhanden. Den intensiven Shrimp-Anbau sucht man hier vergebens. Ein Großteil der Shrimp-Farmen sind kleine bis mittlere Farmen. Für intensive Shrimp-Kultur, das bedeutet mehr als 12 Larven pro Quadratmeter, fehlen den meisten Bauern die Mittel. Denn hierfür bräuchten sie zusätzliche Wasserbelüftungssysteme und ein besseres Kanalsystem. Davon ist die Region weit entfernt. Zudem muss für intensives Shrimpfarming zusätzlich gefüttert werden. Extensiver Shrimp-Anbau, also eine Shrimp-Dichte von ca. 2-3 Tieren pro Quadratmeter, benötigt in der Regel kein zusätzliches Futter, da sich die Tiere von Plankton im Wasser ernähren.

Die GIZ arbeitet mit einem Händler zusammen, der BioShrimp aus Bangladesch nach Deutschland verkauft. Das sogenannte „Organic Shrimp Project“ (OSP) hat sich auf die Fahnen geschrieben, alles dafür zu tun, dass die Käufer in Deutschland ein gesundes und zertifiziertes Produkt auf dem Teller haben. In der Tat sind die Anbaumethoden frei von Antibiotika und künstlichen Düngern. Auch das Gewicht kann durch strenge Kontrollen nicht manipuliert werden. Im konventionellen Anbau kommt es häufig vor, dass die Shrimp mit Wasser vollgepumpt werden, um ihr Gewicht künstlich zu erhöhen. Ansonsten unterscheiden sich die Shrimp von OSP allerdings nicht maßgeblich von anderen Shrimp aus Bangladesch: „In Bangladesch werden ohnehin schon qualitativ hochwertige Shrimp produziert, weil sowieso kein Geld da ist für Pestizide, weil sowieso schon extensiv produziert wird [...] Jetzt geht es aber darum, das entsprechend nachzuweisen,“ sagt Berthold Schirm von der GIZ. Kurzum: OSP hat vor allem erkannt, dass der Wert in der Zertifizierung der Qualität liegt.

OSP verkauft seine Shrimp in Deutschland unter dem Label Naturland, das in Aldi- und Rewe-Filialen zu finden ist. Wirklich umweltfreundlich ist Shrimp-Anbau wohl aber nie. Eine Industrie, die die Versalzung des Landes weiter vorantreibt, hat mit Umweltschutz wenig zu tun.

8.3 12 Stunden am Tag – 365 Tage im Jahr

Tieforange steht die Abendsonne über Rupsa, dem Slum von Khulna. Kinder spielen, Frauen hängen ihre gewaschenen Saris auf oder durchsuchen gegenseitig ihre Haare nach Kopfläusen. Ein großer Teil von ihnen jedoch schläft. Nicht, weil sie sonst nichts zu tun hätten, ganz im Gegenteil: Viele Frauen sind morgens von der Nachtschicht in den Shrimp-Verarbeitungs-Fabriken gekommen und erholen sich von der Arbeit.

So wie Yasmin. Nur wenige Stunden bleiben ihr, um auf dem harten Holzbett zu ruhen. Viel Schlaf bekommt sie nicht, denn sie muss sich ihre Hütte mit ihrer Mutter, ihrem Mann und ihrer 11jährigen Tochter teilen. Noch ganz benommen vom Schlaf begrüßt sie mich. Heute Morgen kam sie um 7h nach Hause, nach 12 Stunden Arbeit. Die langen Nächte sind körperliche Schwerstarbeit. 12 Stunden lang schält und köpft die 26jährige angeforene Shrimp. Von der Arbeit schmerzen ihr die Finger, denn die Schale der Shrimp ist hart und der permanente Kontakt mit dem Eis lässt die Fingerkuppen halb erfrieren. Trotz Handschuhen dringt die Kälte in die Hände. Dabei kann sich Yasmin noch glücklich schätzen, mit Handschuhen zu arbeiten. Man berichtet mir von Frauen, die die Shrimp mit ihren bloßen Fingern schälen und aufgeschnittene Fingerkuppen haben.

Die Arbeit wird im Stehen verrichtet, Sitzpausen gehen vom Lohn ab, denn hier wird nicht nach Stunde bezahlt, sondern nach bearbeiteter Ware. Die wird in Körben gesammelt. Pro Korb bekommt Yasmin 9 Taka. Ein Korb enthält etwa 1,5 Kilo Shrimps. In einer Schicht schafft sie 24-30 Körbe und verdient damit 200 bis 300 Taka, umgerechnet 2-3 Euro. „Ich mache selten Pausen, denn sonst schaffe ich nicht genug Körbe,“ erzählt sie. Täglich arbeitet sie zwischen 8 und 12 Stunden, meistens mehr als 8, damit das Geld reicht, das sie nach Hause bringt. Wenn es geht, arbeitet sie 7 Tage die Woche, abhängig von der Auftragslage. Ihr Mann ist Rikschafahrer, ihre Mutter arbeitet als Haushaltshilfe. Die 11jährige Tochter geht zur Schule. Auch Yasmin hat die Schule besucht, doch nach der 5. Klasse begann sie zu arbeiten. Inzwischen ist sie seit 6 Jahren in der Shrimp-Verarbeitung tätig. „Für meine Tochter wünsche ich mir eine bessere Zukunft. Sie soll zur Schule gehen, solange es geht. Ich würde auch lieber etwas anderes arbeiten, z.B. wäre ich gerne Lehrerin, ich würde jeden Job machen, mit dem man mehr Geld verdient. Aber im Moment habe ich keine Wahl.“

Genau wie sie ist auch Aklima eine Zeitarbeiterin in der Shrimpindustrie. D.h. sie ist nicht angestellt, sondern arbeitet für verschiedene Unternehmen auf Zuruf. Auch sie schält und köpft Shrimp, viele Stunden am Tag, trennt sie vom Eis, säubert und verpackt sie. Auch ihr schmerzen die Fingerkuppen und Handgelenke von der harten Arbeit. „Was bleibt mir übrig? Mein

Mann hat mich verlassen, ich habe zwei Söhne und nur noch meine Mutter.“ Im Monat verdient Aklima 1.500 Taka, rund 15 Euro. Ihre Hütte ist illegal ans Stromnetz angeschlossen, theoretisch haben sie Licht, praktisch aber benutzen sie es kaum, weil sie dafür zahlen müssen, an die, die ihr die illegale Stromleitung ans Haus gelegt haben.

Im Gegensatz zu Aklima und Yasmin ist Rabeya seit 18 Jahren festangestellte Mitarbeiterin einer Shrimp-Verarbeitungsfirma. Was nicht bedeutet, dass es um sie besser gestellt wäre. 2.800 Taka, 28 Euro verdient sie im Monat, ihre Schicht dauert 12 Stunden, 7 Tage die Woche. Urlaub gibt es keinen. Nicht einmal zum Opferfest, dem höchsten aller Feiertage in der muslimischen Welt. Doch auch Rabeya hat keine Wahl. Vor 20 Jahren kam sie gezwungenermaßen vom Land nach Khulna. Ihr Vater besaß Land, doch als er starb, kam ihr Onkel und nahm das Land. Rabeya und ihre Schwestern mussten gehen. Eine gängige Praxis unter Verwandten in Bangladesch. Dennoch: Rabeyas Arbeit ist physisch weniger anstrengend. Sie kontrolliert die Arbeiterinnen beim Rausgehen auf gestohlene Shrimp. Und: Als Festangestellte kann sie sich eine Pause erlauben: 30 Minuten am Tag müssen reichen.

Einen Blick in eine der Verarbeitungsfirmen zu werfen gestaltet sich als äußerst schwierig. Bei der ersten Fabrik, bei der ich anfrage (ich stelle mich als Touristin vor), lässt man mich über 20 Minuten vor dem Eingangstor warten. Im Hof sehe ich Frauen aus den Arbeitsräumen schauen, die mich neugierig beäugen. Nach 25 Minuten darf ich eintreten. Doch plötzlich ist alles verschlossen. Die Tore sind zu, keine Arbeiterinnen mehr zu sehen. Ich werde in den ersten Stock geführt und soll mit dem Fabrikbesitzer sprechen. Er sitzt in einem von oben bis unten gekachelten großen kahlen Raum hinter einem klobigen schwarzen Schreibtisch. Nur einige Stifte und Papiere liegen herum, sonst nichts. Kein Computer, keine Aktenordner. An der Wand einige Fotos von ihm mit der Premierministerin Sheikh Hasina, in einer Glasvitrine einige Auszeichnungen: „Für besonders erfolgreiches Wirtschaften“ erklärt mir der Fabrikant stolz. Dann folgt ein formelles Gespräch über den Produktionsweg der Shrimp in seiner Firma. Ob ich das mal sehen dürfte? frage ich. „Im Moment ist alles geschlossen, gerade wird nichts produziert.“ „Und die Räume, darf ich die mal sehen?“ „Die Räume? Hier sind doch überall Räume. Sie sehen ja alles.“ Ende des Gesprächs. Offenbar hat der Herr etwas zu verbergen.

Eine weitere Firma gibt sich offener, nicht unbedingt zu ihrem Vorteil. Tatsächlich hat die Shrimp-Saison noch nicht angefangen, deshalb liegen gerade nur wenige Tiere auf dem Verarbeitungstisch. Doch sie werden mit bloßen Händen vom Eis getrennt. Von Handschuhen keine Spur. Sowohl arbeitstechnisch als auch hygienisch eine höchst fragwürdige Angelegenheit.

Obwohl ich auch um die positiven Seiten der Shrimpindustrie weiß, obwohl mir bewusst ist, dass in vielen Gegenden nichts anderes mehr wachsen

kann und eine Menge Leute damit reich geworden sind: Die Lust auf Garnelen ist mir nach dieser Reise irgendwie vergangen.

8.4 Fünf Stunden gingen wir durch die Hölle

Meine Reise führt mich weiter in das sehr entlegene Dorf Laixma. Ca. 26.000 Menschen leben in dieser Kommune. Ein Großteil von ihnen sind Hindus. Die Reise in die Gegend ist beschwerlich. Die letzte Stunde können wir nur mit Motorrädern zurücklegen. Zu klein und schlecht sind die Straßen.

Der Dorfvorsitzende empfängt uns im Kommunehaus. Er besitzt eine große Shrimpfarm in der Gegend. Es geht ihm gut. Er ist wohlgenährt und trägt Ringe an den Fingern. Binnen Minuten füllt sich das kleine Haus mit Menschen. Es sind so viele, dass es dunkel wird und kaum noch Luft zum Atmen bleibt. Bereitwillig geben mir der Dorfvorsitzende und die Dorfbewohner Auskunft. Auch in dieser Region kämpfen die Menschen seit über 20 Jahren mit dem Versalzungsproblem. Stück für Stück kriecht das salzige Wasser ins Land und vernichtet die Landwirtschaft. Nur noch ca. 20% der Menschen hier betreiben konventionelle Landwirtschaft und bauen z.B. Reis an. Die restlichen 80% leben von der Shrimpindustrie. Etwas anderes lässt sich hier kaum noch anbauen. Doch manchen gelingt nicht einmal das: Die 40jährige Binan hat ein kleines Stück Land. Früher baute sie mit ihrem Mann darauf Reis für ihre Familie an. Außerdem besaß ihr Mann einen Lebensmittelladen. Doch vor 16 Jahren starb er und hinterließ Binan mit ihren beiden Kindern. Die zweifache Mutter verkaufte den Lebensmittelladen und eröffnete eine Teebude. Davon muss sie überleben. Ihr 17jähriger Sohn hilft ihr und arbeitet als Tagelöhner auf Shrimp-Farmen oder in den Städten. 100-150 Taka, also 1 Euro-1,50 Euro verdient er am Tag.

Als sei die bittere Armut nicht schon genug, wurde Binans Familie, wie so viele andere Bewohner ihres Dorfes, Opfer der Zyklone Sidr und Aila, die Bangladesch 2007 und 2009 trafen. Binan erinnert sich an Sidr, den stärkeren der beiden Zyklone, noch als sei es gestern gewesen:

„Es war ein regnerischer und stürmischer Tag. Der Sturm wurde immer heftiger. So stark, dass wir Angst bekamen. Dann kam der Zyklon. 5 Stunden lang wütete er hier. Er riss alles nieder. Unser Haus, unsere Bäume, einfach alles. Wir schützten uns mit den Armen, versteckten uns unter unseren Betten. Das Dach brach über uns zusammen. Wind und Regen peitschten unsere Körper. 5 Stunden lang gingen wir durch die Hölle. Dann war alles vorbei. Und wir hatten nichts mehr. Kein Dach über dem Kopf, nichts. Alles war überschwemmt.“

Die 40jährige Binan wird jene Nacht im Jahr 2007 nie vergessen, als der Zyklon Sidr Bangladesch mit voller Wucht traf. Er richtete unermesslichen

Schaden an. Bis heute leiden die Betroffenen unter den Folgen. Weil die Familie weder Radio noch Fernseher besitzt, war sie nicht vorgewarnt.

Zwei Jahre lang lebten Binan und ihre Familie in einer provisorischen Hütte, bis endlich Hilfe kam. Mit den Geldern vom United Nations Development Programme (UNDP) konnten sie sich zwei Jahre nach der Katastrophe ein neues Haus aus Stein bauen. Doch seither wächst auf ihrem kleinen Feld nichts mehr. Nach dem Zyklon Sidr ist ihr Land zu versalzen. Viele der porösen Deiche barsten, als Sidr über sie hinwegfegte. Das Salzwasser konnte nun ungehindert ins Land strömen. Das Salz hat die Anbauflächen langfristig unfruchtbar gemacht.

Binan versuchte sogar, auf ihrem kleinen Stück Land Garnelen zu züchten – und scheiterte. Die Tiere, deren Larven sie von ihrem wenigen Geld gekauft hatte, starben am White-Spot-Virus, einem weit verbreiteten Virus in der Shrimp-Kultur Bangladeschs. Für Binan ein großer Verlust. Das investierte Geld ist verloren.

Binan ist nur eine von unzähligen ähnlichen Geschichten, die man mir in der Region erzählt. In der Tat ist die Gegend eine der verwundbarsten Regionen für Naturkatastrophen überhaupt.

Die Versalzung der Region hat weitreichende Folgen. Weil kaum noch Reis wächst und auch der Baumbestand zurückgeht, haben die Menschen sogar Probleme, neue Häuser zu bauen. Traditionell werden viele Häuser in den ländlichen Regionen aus Reispflanzen und Bambus gebaut. Seitdem wegen der Versalzung Reis und Bambus weniger werden, wird der Hausbau immer schwieriger und vor allem kostspieliger.

9. Landerosion – schon immer, aber immer öfter

Letzte Station meiner Reise ist Gaptolak, ein abgelegenes Dorf im Süden des Landes. Unsere Fahrt endet 500 Meter vor dem Dorf. Denn hier endet die Straße. Nicht, weil sie nicht weiter gebaut wurde, sondern, weil sie von den Wassermassen des Flusses weggerissen wurde. Über einen Kilometer hängt die einst geteerte Uferstraße schräg im Fluss, große Teile sind gar nicht mehr zu sehen. Die Straße war die Hauptverbindung zwischen Morrelganj und Sarankhola. Nun sind die Dörfer am Fluss nur noch fußläufig zu erreichen. So wie Gaptolak.

Hier spreche ich mit Rigia, einer älteren Frau um die 60. Sie zeigt auf den Fluss hinaus: „Vor 10 Jahren endete das Land dort, etwa 500 Meter weiter draußen, wo jetzt der Fluss ist. Der war früher nicht so breit wie heute.“ In den letzten 6 Monaten ist 1 Kilometer Straße am Ufer eingebrochen. Seitdem ist das Leben in Gaptolak sehr mühsam geworden. Denn alles, was die

Dorfbewohner kaufen oder verkaufen wollen, müssen sie zu Fuß bis zur Straße tragen, bis eine Rikscha die Last übernehmen kann.

„Hinter der Straße zum Fluss hin war ja noch viel mehr Land,“ erzählt mir Rigia. Dort standen auch Häuser, die gibt's heute nicht mehr.“ Viele Menschen, die ihr Haus verloren haben, so erfahre ich, sind in die nächst größere Stadt Khulna, nach Dhaka oder nach Indien migriert. Wer wegzieht, kommt fast nie zurück. Denn wer sein Land verliert, hat keinen Anspruch auf Ersatz. Zumindest in der Praxis. Eigentlich gehört jedes Stück Land, das in Bangladesch durch Sedimentablagerung neu entsteht, der Regierung. Doch praktisch läuft das anders: Die Besitzer der angrenzenden Grundstücke machen das neu entstehende Land Stück für Stück zu ihrem, sie rücken ihre Grenzsteine einfach etwas weiter hinaus. Keiner kann das richtig kontrollieren, denn die genauen Landesgrenzen zu definieren ist in Bangladesch immer noch schwierig.

Wer sein Land also verliert, muss wegziehen. Viele arbeiten als Saisonarbeiter in den Städten oder in der Landwirtschaft. Die, die bleiben, werden immer ärmer. Denn ihr Land verschwindet. Einige haben noch Arbeit als Fischer, doch dieser Job wird immer teurer und gefährlicher. Und das liegt auch an Piraten.

9.1 Piraten im Mangrovenwald

Wir sind sehr nah dran, an den Sundarbans, dem dichten, unüberschaubaren Mangrovenwald im Süden des Landes, mit seinen hunderten von Flussarmen, die sich wirt durchs Gehölz ziehen. Ein guter Ort für Piraten. Denn die Polizei kann das Gebiet kaum sichern, so unübersichtlich ist es.

Die Piraten warten auf Fischer oder Jäger, die in ihre Gewässer fahren. Dann verlangen sie Geld. Je nach Größe des Bootes, das sie anhalten. Wer nicht zahlt, muss mit dem Schlimmsten rechnen. Die Piraten sind schwer bewaffnet und nehmen Geiseln. Eine ehemalige Geisel treffe ich in Gaptolak. Eine Woche lang war der Mann in Geiselhaft, bis ihn seine Familie freikaufen konnte. Für 50.000 Taka konnte er erlöst werden, umgerechnet 500 Euro, ein halbes Vermögen in Bangladesch.

Laut International Maritime Bureau und der Bundespolizei See gehören die Seegewässer von Bangladesch zu den gefährlichsten der Welt.

Viele Dorfbewohner haben die Gegend inzwischen verlassen, denn die Flusserosionen nehmen zu, so erzählt mir Rigia. Von 350 Häusern erodierten 40, dazu kam 2007 noch Sidr, der Zyklon, bei dem ca. 20% der Dorfbewohner ums Leben kamen.

Rigia und viele andere, die sich inzwischen um mich geschart haben, meinen, dass die Stärke der Flusserosionen menschengemacht ist. Sie glauben,

dass der salzwasserhaltige Strom vom Meer zunimmt, wohingegen der Süßwasserstrom aus dem Norden abnimmt. Das, so ihre Meinung, verstärkte die Flusserosionen. Ein Mann erzählt, dass die Erosionen begannen, als er ein Kind war. Vor etwa 30 Jahren. „Und genau zu dieser Zeit wurde dieser verfluchte Kanal gebaut,“ schimpft er. „Seither verlieren wir hier mehr Land, als wir durch Sedimentablagerung gewinnen.“

Der Kanal, den er meint, verbindet zwei große Flussarme, die beide von Norden nach Süden verlaufen. Die West-Ost-Verbindung wurde mit dem Ziel gebaut, die Schifffahrt Richtung Dhaka zu erleichtern und zu beschleunigen. Doch die Folgen spüren zum Beispiel die Bewohner von Gaptolak. Seitdem es den Verbindungskanal gibt, schießt mehr Wasser durch ihren Fluss und zerstört ihre Uferlandschaft.

Ich sehe hier einmal mehr ein Naturphänomen, das für Bangladesch eigentlich normal ist. Doch die Intensität der Auswirkungen scheint zuzunehmen, und mal wieder hatte der Mensch seine Finger im Spiel. Mit diesen letzten Eindrücken verlasse ich Gaptolak, verlasse den Süden des Landes, über dessen Reisfeldern eine riesige rote Sonne hängt, die in wenigen Minuten untergeht. Ich mache mich auf nach Dhaka, wo ich in den Flieger steige und ein Land hinter mir lasse, das verwundbarer kaum sein könnte.

9.2 Schlussbemerkung

In Bangladesch habe ich unglaublich hilfsbereite und zuvorkommende Menschen getroffen. Obwohl man als Bideshi oft im Chaos zu versinken droht, man kann sich sicher sein, dass einem geholfen wird. Obwohl die Wege beschwerlich waren, man hat mir immer eine Möglichkeit verschafft, jeden Ort zu erreichen. Und gerade die, die gar nichts hatten, haben mir alles gegeben.

Außerdem sind die Bangladeschis ein erstaunlich anpassungsfähiges Volk. In kürzester Zeit richten sie sich auf neue Bedingungen ein.

Das ist etwas, das ich mitgenommen habe aus diesem fernen Land. Doch ich habe auch erlebt, dass die Menschen oft unglücklich waren. Viele sind sich ihrer Situation durchaus bewusst, viele wissen, dass sie am Rande der Weltgemeinschaft leben. Das vielleicht dringendste Problem in diesem Land ist die Überbevölkerung. Die vielen Menschen verschärfen gleichzeitig auch jedes andere Problem – wie den Klimawandel. Ich habe ihn in Bangladesch gesehen. Er ist da, und es muss etwas getan werden.

Ich habe ein Land kennengelernt, das bis zum Halse in Problemen steckt. Nur eines davon ist der Klimawandel. Doch eben weil das Land nicht nur ein Problem hat, hat der Klimawandel gerade noch gefehlt. Das gilt für die,

die er wirklich trifft, für die Menschen auf dem Land, an den Küsten, in den Dörfern und in den Slums der Großstädte. Anderen wiederum kommt er ganz gelegen. Denn Klimawandel bringt auch Geld, eine Menge sogar. Leider nur meistens nicht denen, die es wirklich bräuchten.

Hinzu kommt, dass man den Klimawandel schon lange nicht mehr aufhalten kann. Jetzt kann man nur noch seine Folgen bekämpfen. Doch das geht nur, wenn man in eine Richtung geht. In Durban hat das 2011 leider überhaupt nicht geklappt. Kanada ist aus dem Kyoto-Protokoll ausgestiegen, genauso wie Russland und Japan zuvor. Die USA machen gar nicht erst mit. So kann das nichts werden. Atiq Rahman, der „Guru“, ist da ziemlich deutlich geworden: „Die Entscheidungsträger der Welt sind nutzlos, was unseren Planeten betrifft. Das sind doch keine Führer. Die taugen vielleicht, um Geld zu verdienen. Aber für unseren Planeten brauchen wir globale Strategien. Jetzt leben wir mit einer jungen Generation voller Angst, die aber nicht genügend Lösungen in der Hand hat. Deshalb muss unsere Generation jetzt nach Lösungen suchen. Wir müssen das jetzt anpacken, sonst werden wir als die unfähigste Generation des Planeten in die Geschichte eingehen.“

Ich hoffe, dass uns das bald gelingt. Bangladesch jedenfalls wird es uns danken.

10. Danksagung

Ich habe eine Reise hinter mir, an die ich mein Leben lang denken werde. Deshalb möchte ich Anne, Urs und den Zwillingen für die wunderbare gemeinsame Zeit danken, die sie mir als Gastfamilie in Dhaka beschert haben. Außerdem möchte ich Hassan danke sagen, meinem Übersetzer und Guide, dafür, dass er mir Bangladesch ein Stückchen näher gebracht hat. Und ganz besonders danke ich der Heinz-Kühn-Stiftung und hier vor allem Ute Maria Kilian dafür, dass sie mir diese Reise ermöglicht und damit mein Leben reicher gemacht hat.